Germ. g.
311 r
(1

Germ. g. 311 r - 1

Ueber Deutschland, wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wieder fand.

Von Dr. G. Merkel.

Wahrheit! Wahrheit! Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Erster Band.

Riga.

In Kommission bei Vrede in Offenbach.

1818.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Buch.

Seite.

Einleitung 3
Erster Brief. Krieger-Geist im Preußischen Volk 1816 10
Zweiter Br. Vergleichung desselben mit dem im Jahr 1806 20
Dritter Br. Geist und Stellung des Heeres 29
Vierter Br. Preußens Handel und Reichthum 45
Fünfter Br. Die Universität zu Berlin ... 56
Sechster Br. Geschichte des jungen Witte .. 72
Siebenter Br. Die Schädellehre und die Mnemonik 1806. — Der Prophet A. Müller und der diplomatische Plutarch 1816 .. 83
Achter Br. Der Mystizismus 91
Neunter Br. Das Berliner Theater 101
Zehnter Br. Preßfreiheit 122
Eilfter Br. Fortsetzung 138
Zwölfter Br. Die Juden 144
Dreizehnter Br. Fortsetzung 152

Seite.
Vierzehnter Brief. Einige ausgezeichnete Köpfe Berlins. 164
Fünfzehnter Br. Jahn und die Turnkunst 184
Sechszehnter Br. Die Zeitschriftstellerei . 198
Siebenzehnter Br. Die projektirte Staatszeitung 205

Zweites Buch.

Erster Brief. Abreise aus Berlin 217
Zweiter Br. Aus Kassel 227
Dritter Br. Zur Schilderung Kassels 236
Vierter Br. Die Wilhelms-Höhe 242
Fünfter Br. Einige Merkwürdigkeiten Kassels 248
Sechster Br. Aus Frankfurt a. M. 256
Siebenter Br. Freunde in Frankfurt a. M. 261
Achter Br. Danneckers Ariadne 269
Neunter Br. Reise nach Schwetzingen und Rückreise über Mainz 275
Zehnter Br. Reise nach Leipzig über Weimar 289
Eilfter Br. Aus Weimar 300
Zwölfter Br. Ankunft zu Leipzig 313
Dreizehnter Br. Eben daher 329
Vierzehnter Br. Reise durch Brandenburg 334
Fünfzehnter Br. Reise durch Mecklenburg 340
Sechszehnter Br. Ueber Lübeck 354
Siebenzehnter Br. Eben daher 362
Achtzehnter Br. Rückblick auf meine Reise 369

Erster Band.

Einleitung.

Zehn Jahre, vielleicht die kräftigsten und thätigsten seines Lebens, hatte der Verfasser in Nord-Deutschland zugebracht. Er hatte es sehr liebgewonnen, es als sein zweites Vaterland betrachten gelernt, als 1806 das lange drohende Unheil über dasselbe ausbrach. Der patriotische Eifer selbst, mit dem er für Preußen und zur Begeisterung des Volkes geschrieben, machte es für ihn zur Thorheit, den Einmarsch der Franzosen in Berlin erwarten zu wollen. Er entfernte sich — ehren-

voller, glaubt er, als hundert andere Schriftsteller blieben — und setzte seine Bemühungen auch auf der Flucht und im Auslande fort. Eine Monarchin, deren Andenken ihrem Volke ewig theuer seyn wird, ließ ihm, »als der letzten muthigen Stimme Deutschlands«, danken. Ein Monarch, der herbe Schicksale damals männlich zu tragen, und als die Stunde gekommen, das Mißgeschick heldenmüthig nieder zu kämpfen wußte, gab ihm persönlich einen huldreichen Beweis, daß er sein Streben mit Erkenntlichkeit bemerkt. Ein großer, damals unglücklicher Staatsmann, schüttelte ihm mit einem Lobspruch die Hand. Er hat das immer für sehr ausgezeichnete Belohnungen angesehn, und nie nach andern gestrebt, ob er ihrer gleich hier nur deshalb erwähnt, weil sie gewissermaßen Fingerzeige zur Beurtheilung dieses Werkes sind. —

Zehn folgende Jahre brachte er in seinem wahren Vaterlande zu. Die lebhafte Theilnahme für die Schicksale Deutschlands, erlosch deshalb nicht in seiner Seele; und als es seine trüben Zeiten überstanden, als es so glorreich seine Fesseln zersprengt hatte und Tausende von Stimmen seine neue Herrlichkeit priesen, die zurückgekehrte Größe, die erhebenden Aussichten: — da widerstand er dem Wunsche nicht länger, mit eigenen Augen das Erhabene und Schöne zu erblicken, das man verkündete. Er ging nach Deutschland, stellte sich auf denselben Standpunkt hin, von dem aus er es vormals angesehen, und knüpfte dieselbe Thätigkeit, fast alle dieselben Verbindungen an, die er ehemals gehabt. Neun Monat verbrachte er so; dann aber, als der Zeitpunkt herannahete, den er zu seiner Heimkehr bestimmt, wandte er die noch übrige Frist an, einen großen Theil

von Deutschland zu durchreisen, flüchtig zwar, aber nach einem Plane, der ihn mit vielen Klassen der Einwohner in Berührung bringen mußte

Die Ausbeute seiner Reise und seines Studiums, legt er dem Publikum in diesem Buche vor. Der Natur des Inhaltes nach, zerfällt es in zwei Theile. Der erste wird vorzüglich die Begegnisse des Verfassers in Deutschland erzählen, einzelne Gegenstände und Personen schildern und vergleichen; der zweite sich mit dem politischen Augenblick in Deutschland, und der Zukunft der die deutsche Nation entgegen geht, beschäftigen, also eigentlich die Resultate dessen, was der erste erzählt, — und mancher andern Beobachtungen, die der Verfasser gut fand, hier nicht ausdrücklich aufzustellen.

Man hat ihm früher vorgeworfen, seine Schilderungen pflegten wehe zu thun, » er

lobe sogar wie die Löwen lecken, scharf.”
Diese Urtheile kränkten ihn, bis er den wahren Grund derselben zu errathen glaubte. Er fand ihn in der Unbefangenheit selbst, mit welcher er beobachtete, und in dem Bestreben, recht treu wieder zu sagen, was er sah. Personen die er »um ihrer schönen Augen willen” geliebt und gepriesen, fanden oft mit Befremden oder gar Erbitterung, daß seine Vorliebe für sie, ihn nicht gehindert hatte, es zu bemerken, wenn etwa unter jenen Augen eine schiefe Nase stand. Er hätte diesen Zug freilich übergehen können: wäre das Bildniß dann aber noch wahr gewesen? —

Auch in diesem Buche wird bisweilen von schiefen Nasen unter schönen Augen, vielleicht auch von krummen Fingern an zierlichen Händen, die Rede seyn. Er bittet aber die sämmtlichen Leser, wenn Sie etwas

finden, was Ihnen unangenehm ist, ihn nicht sofort bösen Willens zu beschuldigen, sondern vorher zu untersuchen, ob er vielleicht eine Wahrheit sagte, die nur durch ihre Vollständigkeit herbe ist; — und wenn er irrte, um Ihrer Selbstwillen ihn nicht zu schmähen, sondern zu widerlegen.

Uebrigens erwarte man hier nichts von mühsam erstrebter Gründlichkeit. Der Verfasser ist nicht jung genug dazu. Auch keinen künstlich emporflatternden Pathos: er überläßt ihn den Greisen seines sonderbaren Zeitalters. So scharf er konnte, aber schnell, sah er um sich her. So treffend er's vermag, aber nur leicht hingeworfen, wird er sagen, was er erblickte. Was nicht aus der Feder fließen will, bleibe zurück. Werke über die Gegenwart zu schreiben, kann erst der Zukunft gelingen.

— Zum Schluß ein Geschichtchen, das die Leser einschalten mögen, wo es Ihnen beliebt.

Ein junges Mädchen weigerte sich hartnäckig, einem Graubart ihre Hand zu versprechen. Ich weiß, woher das kommt, sagte der Freiwerber. Sie haben ihn gestern Morgen im ersten Negligé gesehen; aber wie glattwangig und jugendlich hübsch war er dafür in der Assemblee! „Schon gut," erwiederte das Trotzköpfchen; »aber das unrasirte Gesicht war doch sein wahres.« Hatte die Kleine nicht Recht?

Erstes Buch.

Briefe aus Berlin.

Erster Brief.

Nur das lebt in der Seele des Menschen, was er selbst gesehen; und nur an das Lebende knüpft sich in ihr das Lebende an. Diese Erfahrung machte ich bei meiner Rückkehr nach Preußen und Deutschland. Ich hatte die Schicksale beider während meiner Entfernung nicht um einen Posttag aus den Augen gelassen: gleichwohl erinnerte mich was ich jetzt wirklich sah, zunächst nicht an

das, was seither geschehen, sondern an das, was ich zuletzt in denselben erlebt hatte. Daher erschien mir Vieles in einem andern Lichte, als es diejenigen sehn, die, in die Katastrophen des verflossenen Jahrzehends thätig verwickelt, wohl selbst von ihnen umgewandelt, die helle Erinnerung der frühern Zeit verloren haben.

Erlauben Sie, verehrter Freund, daß ich meinen Ansichten diese wohl nicht werthlose Eigenthümlichkeit erhalte, und Ihnen erzähle, wie ich sah: mit Rückblicken. —

Die erste Erinnerung, die in mir erwachte, waren die Aeußerungen, mit welchen mich im Dezember 1806 ein Paar Bekannte aus dem damals so unglücklichen Staate entlassen hatten. Noch in den Wagen hinein, hatten sie mir Worte tiefen Grollens gegen das Militär zugerufen, dem alle Bürgerklassen das Unglück der Monarchie zu-

schrieben; — und noch tieferer Hoffnungslosigkeit. Das neueste Edikt hatte zwar endlich — endlich das Volk zur Theilnahme an den Krieg aufgerufen, aber nur damit seine Jünglinge dem Militär einverleibt würden, und nur mit dem Versprechen, daß Bürgerliche während des Krieges Offiziere werden könnten. Nach den Bestimmungen dieses Edikts, war der Krieg durchgeführt worden, und hatte mit dem Verlust des halben Staates geendigt.

Jetzt hatte ein mit ganz entgegengesetzten Maßregeln und Grundsätzen geführter Krieg, — ein Krieg, an welchem das Volk als solches, Theil genommen, und die Ehrenbahn dem Verdienst ohne Unterschied der Geburt geöffnet worden, die Monarchie und ihren Ruhm auf die alte Höhe erhoben. »Welche Aeußerungen werden mich empfangen?« dachte ich gespannt, als ich mich

jetzt, im Mai 1816 von der fremden Seite her jener Grenzstadt wieder näherte.

Kaum war ich abgestiegen, als ich auf einen alten Bekannten traf, und kaum hatten wir einige Minuten gesprochen, als er schon auf die glorreichen Thaten der Preußen im letzten Kriege kam, auf den Heldenmuth, welchen die Landwehr, also das Volk selbst, in demselben gezeigt; auf seine beiden Söhne, die mitgefochten hatten, auch in Paris gewesen waren. Ich sprach noch einen, den dritten, den vierten Familienvater: bei jedem fand ich mehr oder weniger, dieselbe Stimmung. Ich redete mit mehreren Jünglingen; sie waren gebildeter und bescheidener, als mir die Jünglinge hier vor zehn Jahren schienen, eine Frucht früher gemachter Erfahrungen; — alle aber athmeten muthiges Bewußtseyn der bewiesenen Kraft und freudige Entschlossenheit zu neuen Opfern

fürs Vaterland. Bei meinem Weiterreisen fand ich es in andern Städten, und selbst in den Dörfern eben so; nur in der Nähe der Residenz schien, zu meiner Ueberraschung, diese höhere Stimmung zu sinken. In Berlin selbst war sie wieder lebendiger, aber während meines dreivierteljährigen Aufenthalts daselbst, schien sie mir sichtlich abzunehmen. —

Der Ursachen davon gab es mancherlei. Ich mag sie hier nicht alle anführen; aber sie werden aus dem hervorgehn, was ich Ihnen über andere Gegenstände zu sagen habe. Eine derselben, wenn gleich bei weitem nicht die wichtigste, war eine Maßregel, die man getroffen hatte, um gerade das Gegentheil zu wirken. Man hatte nämlich auch allen Nichtsoldaten, welche den Feldzug mitgemacht, Medaillen ausgetheilt. Anfangs wirkte das unter den Männern und Jüng-

lingen der untern Klassen besonders, ein fröhliches Selbstgefühl: aber als sie nun bemerkten, wie sehr groß ihre Zahl sey, als man Leute in sehr untergeordneten Verhältnissen, — (zwei Bediente, die ich nach einander annahm und der Barbierbursche, der mich rasirte, hatten Medaillen,) — auch wohl solche, die wegen ihres Benehmens keine Ansprüche auf persönliche Schätzung hatten, diese Zeugnisse des Kampfes fürs Vaterland tragen sah, da hörte man bald auf, hohen Werth darauf zu legen. Da es nun vollends immer sichtlicher wurde, daß viele der Bezeichneten nicht bloß zu ihrem vorigen Geschäft, sondern auch in ihre vorige Noth zurückgekehrt waren, so mußten gerade jene Medaillen endlich die Anstrengungen selbst, die durch sie belohnt wurden, herabsetzen. Die Aeußerungen, die ich darüber hörte, erfüllten mich oft mit trüben Betrachtungen.

Sie bestärkten mich in der Ansicht, daß persönliche Auszeichnungen gerade die Art von Münze sind, mit welcher die Staaten am strengsten wirthschaften sollten. *)

Eine zweite Ursache jener Abkühlung war die Beschwerlichkeit, daß auch Nichtmilitärs im Frieden und ohne gegenwärtige Noth des Staates, sich von ihren Lebensgeschäften losreißen müssen, um sich zum Kriege zu bereiten. Jeder gesunde Jüngling müsse mit Waffen

---

*) Jeder Orden und jeder Titel sind ein Wechsel auf die öffentliche Meinung, zahlbar in Hochachtung; aber seine Zahlung kann nicht erzwungen werden, als durch wahres Verdienst. Sollte es vollends, was ich nicht behaupten will, irgendwo in Deutschland geschehen seyn, daß Handlungen oder Schriften, welche das Publikum lächerlich oder verächtlich fand, mit dergleichen Auszeichnungen belohnt wurden, so irren die Verleiher sehr, wenn sie glauben den Empfänger dadurch gehoben zu haben; sie haben nur ihre Ehrenzeichen herabgesetzt, — einen Wechsel ausgestellt, der täglich protestirt wird, so lang er läuft.

versehn, im Gebrauch der Waffen geübt seyn, das läugnete Niemand; aber daß jeder drei seiner wichtigsten Bildungsjahre dem wirklichen Militärdienst hinopfern solle, die Nothwendigkeit davon leuchtete Wenigen ein. Wohlhabende die sich selbst ausrüsten, können mit einem Jahre loskommen: das schärft den Mißmuth, statt ihn zu lindern. »Ein Jahr reicht also hin,« sagt man, »um die nöthige Fertigkeit zu erlangen: warum soll nun gerade der Dürftige, dem es am wichtigsten ist, Geschicklichkeit für sein eigentliches Gewerbe zu erlangen, drei Jahre opfern?«

Von den Bemühungen der Berlinischen Stadtverordneten, der Residenz ihre alte Kantonfreiheit zu erhalten, haben die Zeitungen häufig gesprochen. Sie führten als Rechtsgründe dafür an, daß diese Kantonfreiheit der Söhne, zu den Vorzügen gehörte,

für welche die Väter bei Erlangung des Bürgerrechts in Berlin, sehr viel mehr bezahlt hätten, als dasselbe Recht in den andern, nicht kantonfreien Städten der Monarchie koste. (Erinnere ich mich recht, so mußte jeder Bürger einer kleinen Stadt, der sich in Berlin niederlassen wollte, dem Staat einen Nachschuß von 200 Thalern erlegen.) Auch das hörte ich anführen, die Stadt habe für die Kantonfreiheit ihre Mühlen der Regierung abgetreten, die sie, bei Aufhebung jener Freiheit, doch wohl zurück erhalten müsse.

Da die Bemühungen der Stadtverordneten vergeblich waren, wählten sie — wie es bei drückenden Gesetzen zu geschehen pflegt — einen Ausweg, der neben dem Zweck jener Verordnung geradezu vorüber führt, indeß er erreicht zu werden scheint. Sie schaffen für Geld Stellvertreter der aufgerufenen Jüng-

linge an. Die Zahl der Aufgeforderten wird dadurch freilich erfüllt, aber die eigentliche, höhere Staatsabsicht, daß jeder eingeborne gesunde Jüngling ohne Ausnahme, den Militärdienst erlernen soll, wird vereitelt.

Zweiter Brief.

Unstreitig, geehrter Freund, muß es ein sehr erhebendes Schauspiel gewesen seyn, die ganze männliche Jugend eines tapfern, aber lange unglücklichen Volkes zu den Waffen fliegen, die Väter jeden ihnen nur irgend entbehrlichen Theil ihrer Habe, zur Ausrüstung der Jugend und zur Unterstützung des Staates opfern, die Frauen und die Mädchen, fast ohne Unterschied des Standes, aus der Pflege, besonders der verwundeten Krieger, sich ein Geschäft machen zu sehn. Augenzeugen haben mir Züge davon erzählt, die wohl Niemand ohne freudige Rührung anhören könnte. Wenn aber die Schriftsteller davon als von einem Erwachen der deutschen Nation sprechen, so ist das eine eigentlich gefährliche Prahlerei, die wohl schon manche nachtheilige Trugschlüsse und Fehl-

griffe veranlaßt haben mag. Jene hohe Begeisterung herrschte eigentlich nur in den von Napoleon so schmählich bedrückten Preußischen Staaten, in einem Paar kleinen daran grenzenden Ländern und den Hansestädten, die durch das Kontinentalsystem den Seehandel, und mit ihm die Quelle ihres Wohlstandes eingebüßt hatten. In dem übrigen Norddeutschland, wo man sich nicht sowohl selbst befreite, als durch die Leipziger Schlacht befreit wurde, war die Stimmung bei weitem nicht so enthusiastisch und man machte großentheils nur mit, was einmal überlaut gepriesene Mode war, und das Vergnügen der Rache gegen einen schon zu Boden gestürzten Fremden gewährte, der den Herrn gespielt. Im südlichen Deutschland vollends, wo man theils Napoleon nie zum Feinde gehabt, theils ihn als einen Verwandten des regierenden Hauses hatte ansehen lernen,

griffen die Völker zu den Waffen und fochten die Heere tapfer wider ihn, nur weil es die Politik ihrer Fürsten für gut fand: sie hatten es früher eben so gut für ihn gethan. Ueberhaupt scheint dort die kriegerische Erhöhung des Volksgeistes, die in Norddeutschland das Militär und das Volk jetzt in so nahe Verbindung gebracht, gar nicht eingetreten zu seyn. Wie wär' es sonst möglich, so oft von Mißhandlungen zu lesen, welche sich Einzelne des erstern gegen Personen aus dem letztern erlauben? — Am linken Rheinufer endlich, wo man sich meistentheils bei der Verbindung mit Frankreich besser befinden mochte, als bei der jetzigen Trennung von ihm, sah ich beim Volk fast keine Spur von dem angeblich so hoch flammenden deutschen Nationalgefühl, über das manche Schriftsteller so laut jubeln. Mir schien es vielmehr, als betrachte man sich

jetzt erst, als durch Eroberung unterworfen. Ich wünsche, falsch gesehen zu haben. —

Im Allgemeinen ist das Zeugniß der deklamirenden Zeitschriftsteller in Deutschland, nie unzuläßiger gewesen, und weniger vom Volk beachtet worden, als gerade jetzt. So behaupten sie z. B. nicht selten, sie seyen es gewesen, die jenen gepriesenen Enthusiasmus des Volks geschaffen hätten. Dazu hätte es ihre Schriften lesen müssen; das geschah aber so wenig, daß, wie mir ein glaubwürdiger Mann erzählte, von mehr als hundert Jünglingen, die aus Herrn Arndts Vaterstadt im Jahr 1813 sich freiwillig stellten, sehr wenige es nur wußten, daß ihr Landsmann etwas gegen die Franzosen geschrieben habe. Komische Züge von jenen Deklamatoren haben mir dagegen sehr viele einstimmig angeführt. So weiß es noch jetzt halb Berlin, daß einer von ihnen, nachdem

er am Morgen ein Blatt austheilen lassen, worin er Jedermann zur Aufopferung alles nur irgend Entbehrlichen aufforderte, am Mittage einen kleinen Beitrag zur Ausrüstung der Freiwilligen den Einsammlern unter dem Vorwande abschlug: »Er sey ein Ausländer.« So hat man mir wiederholt mit herzlichem Lachen erzählt, ein anderer habe ein Paar Dutzend höchst mittelmäßiger Kriegslieder drucken lassen, und in der Vorrede erklärt, den Ertrag widme er dazu, die Landwehr mit Kanonen zu versehn. Die nicht verkaufte Auflage soll nicht einmal zu Patronen abgeliefert worden seyn.

Nein! Der feurige Heldengeist, den das Preußische Volk im Jahr 1813 zeigte, und der ihm so unvergängliche Ehre macht, ist ihm weder eingesungen noch eindeklamirt worden. Er lag im Charakter des Volkes,

und wurde nur durch das allgemeine Gefühl unverdienter Schmach und Noth zum Ausbruch gebracht. Er flammte schon im Jahr 1806 empor, und hätte wahrlich schon damals große Thaten bewirkt, wenn nicht von der einen Seite so viel Reiche und Alte, theils aus Vorliebe für die Franzosen, theils aus Furcht, große Opfer bringen zu müssen, entgegen gearbeitet hätten; *) von der andern Seite die Regierung der thätigen Theilnahme des Volkes am Kriege, sehr abgeneigt gewesen wäre. Es ist bekannt, welche Er-

---

*) Sie wissen, mein Freund, ich selbst war damals einer von denen, die am eifrigsten zu kriegerischem Patriotismus aufriefen. Eines Tages erhielt ich aber einen anonymen Brief mit folgenden Zeilen.

Magna petis, Phaëthon!

„Meister, kannst du frisches Leben
„Dieser Leiche wiedergeben,
„Ist das Grab Dir unterthan?
„Giebt gehorsam Dir dies Meer

er am Morgen ein Blatt austheilen lassen, worin er Jedermann zur Aufopferung alles nur irgend Entbehrlichen aufforderte, am Mittage einen kleinen Beitrag zur Ausrüstung der Freiwilligen den Einsammlern unter dem Vorwande abschlug: »Er sey ein Ausländer.” So hat man mir wiederholt mit herzlichem Lachen erzählt, ein anderer habe ein Paar Dutzend höchst mittelmäßiger Kriegslieder drucken lassen, und in der Vorrede erklärt, den Ertrag widme er dazu, die Landwehr mit Kanonen zu versehn. Die nicht verkaufte Auflage soll nicht einmal zu Patronen abgeliefert worden seyn.

Nein! Der feurige Heldengeist, den das Preußische Volk im Jahr 1813 zeigte, und der ihm so unvergängliche Ehre macht, ist ihm weder eingesungen noch eindeklamirt worden. Er lag im Charakter des Volkes,

und wurde nur durch das allgemeine Gefühl unverdienter Schmach und Noth zum Ausbruch gebracht. Er flammte schon im Jahr 1806 empor, und hätte wahrlich schon damals große Thaten bewirkt, wenn nicht von der einen Seite so viel Reiche und Alte, theils aus Vorliebe für die Franzosen, theils aus Furcht, große Opfer bringen zu müssen, entgegen gearbeitet hätten; *) von der andern Seite die Regierung der thätigen Theilnahme des Volkes am Kriege, sehr abgeneigt gewesen wäre. Es ist bekannt, welche Er-

*) Sie wissen, mein Freund, ich selbst war damals einer von denen, die am eifrigsten zu kriegerischem Patriotismus aufriefen. Eines Tages erhielt ich aber einen anonymen Brief mit folgenden Zeilen.

Magna petis, Phaëthon!

„Meister, kannst du frisches Leben
„Dieser Leiche wiedergeben,
„Ist das Grab Dir unterthan?
„Giebt gehorsam Dir dies Meer

bietungen ihr unter andern aus der Graf-schaft Mark und aus Berlin selbst zur allgemeinen Bewaffnung gemacht wurden. — Im Jahr 1813 waren die erstern durch die Franzosen selbst von ihrer fehlerhaften Vorliebe, und von ihrer Furcht gründlich geheilt worden; und die Regierung griff jetzt nach der Volksbewaffnung, als dem letzten Rettungsmittel.

Daß sie es im Jahr 1806 nicht that — die Wahrheit zu sagen, lieber Freund! es

---

„Seine Ströme wieder her?
„Wohl, ich bete gläubig an! —
„Auf denn, großer Menschensohn,
„Auf! — belebe deine Nation!“ —

Dies Todeszeugniß eines Deutschen über sein eignes Volk, schien mir so schauderhaft merkwürdig, daß ich es noch jetzt aufbewahre. Sie hatten übrigens Recht, diese Weislinge. Es war Leichengeruch im Staate, aber die Todten waren sie selbst. Das Volk lebte feurig und kraftvoll.

hat mich damals so gut als tausend andere, tief gekränkt: aber jetzt sehe ich ein, daß sie sehr weise handelte. Die Fremdheit, ja die Erbitterung, die damals zwischen dem Heere und dem Volk vorwaltete, war zu groß, als daß sie es lange über sich vermocht hätten, einander aufrichtig die Hand zu bieten. Die Bewaffnung des Volks war zu wenig vorbereitet. Preußen stand damals, trotz seinen scheinbaren Allianzen, in Deutschland ganz allein, und seine deutschen Länder — auf Südpreußen durfte nicht gerechnet werden, — bildeten eine allzu schmale, in allerlei Verrenkungen gedehnte Linie, als daß sie zum Volkskriege getaugt hätten. Ein solcher fordert einen nach allen Seiten hin zusammenhängend ausgedehnten Spielraum, damit die Volkshaufen nach einem Unfall sich wieder sammeln, sich durch den kleinen Krieg einüben, einen großen Unfall

durch viele kleine Vortheile aufwägen können. Wie die Monarchie damals gestaltet war, hätte man nach jeder verlornen Schlacht geradezu bis an die entgegengesetzte Grenze fliehen müssen, wo die alliirten Nachbarn gehandelt hätten, wie Hessen noch vor, und Sachsen gleich nach der Schlacht bei Jena gethan haben. Ein glücklicher Volkskrieg hätte nicht Raum gehabt zu reifen; ein unglücklicher die halbe Bevölkerung ins Grab gestürzt. — Ob Preußen jetzt besser dazu geformt ist? — beruhe auf sich.

Dritter Brief.

Sie haben Recht, Geehrter! Von der Bestimmung der Größe der stehenden Kriegsmacht zu jener des Staates selbst, mehr noch ihres moralisch-politischen Verhältnisses zu dem Volke, wird eigentlich das künftige Schicksal Deutschlands, vielleicht des ganzen westlichen Europa's abhängen. »Soll das stehende Heer ein isolirtes Herrscherwerkzeug der Regierung seyn, oder nur der für den Augenblick unter den Waffen versammlete Theil der Nation?« Die Entscheidung dieser Frage wird Alles entscheiden.

Für die erste Bestimmung, zur Unterwerfung der großen Vasallen, wurden die stehenden Heere in Frankreich gestiftet, und zwar ursprünglich aus lauter Fremden oder Heimathlosen. Als man sie gegen das Ausland zu wenden anfing, und der Wetteifer

andrer Staaten darin ihre schnelle Vergrößerung nothwendig machte, forderte man den Völkern, ausser den Mitteln das Heer zu erhalten, auch die Bestandtheile desselben ab. Nun war es zwar aus Eingebornen zusammengesetzt, aber die Gewöhnung an strengen, blinden Gehorsam gegen die nur aus der privilegirten Klasse genommenen, also vom Volk gesonderten Offiziere, die ermüdenden, fast ununterbrochenen Waffenübungen, endlich die Vorrechte, die man dem Militär gegen das Volk einräumte, machten jene Eingeborne bald zu Fremden in dem Lande, dem sie angehörten, und die Armee blieb zu ihrer ursprünglichen Bestimmung tauglich. Seitdem aber die Ueberspannung der Staatskräfte und das Unvermögen mit den, eben durch jene Ueberspannung, zerrütteten Heeren, den Feinden zu widerstehn, wiederum zuerst in **Frankreich**, endlich

aber fast in allen Ländern die Herrscher zwang, die Völker selbst unter die Waffen zu rufen, diese also wieder wehrhaft sind, seitdem, glaub' ich, ist es ein allzu gefährliches Experiment geworden, das Alte zurückführen zu wollen; ja, ich halte es geradezu für unmöglich. Selbst wenn die Fürsten im Frieden die geheime Verabredung träfen, sich nicht mehr des Volkes im Kriege bedienen zu wollen: im nächsten Kriege würde der unglückliche Theil doch dazu greifen; — oder das Volk würde von selbst sich auf dem Kampfplatze einfinden. Jene lächerliche Barbarei aber, jeden Bürger, der seine Familie, seine Ehre und seine Habe selbst vertheidigt, wie einen Räuber zu behandeln, weil er keine Montur trägt, kann nicht wieder herrschend werden. Sie widerspricht zu sehr der Vernunft. —

Das preußische Heer hat eine völlige Um-

wandlung gewonnen. Nur zu gegründet waren ehemals die Klagen über den Hochmuth, mit dem viele Offiziere den Bürger behandelten; über ihre Bildungslosigkeit, welche die meisten nur in Spiel und Ausschweifungen Vergnügen finden ließ; über die barbarische Härte endlich, mit der sie die Soldaten behandelten. Jetzt, da so viele Bürgerliche unter ihnen sind, die nur durch Auszeichnung an Kenntnissen und Sitten ihr Glück zu machen vermögen, und da die jungen Leute aller Klassen, ehe sie Offiziere werden, ein Examen überstehen müssen, jetzt sind auch die meisten der jungen adlichen Offiziere in ihrem Benehmen fein und artig, und bemühen sich eifrig um wissenschaftliche Bildung. Da ihre Willkühr in Behandlung ihrer Untergebenen beschränkt ist, sind sie mit ihnen oft auf einen vertraulichen Ton gestimmt. Der Abstand z. B. zwischen einem

Lieutenant und einem Feldwebel, der sonst strenger bezeichnet zu werden pflegte, als zwischen einem Feldmarschall und einem Lieutenant, ist jetzt im Gespräche so wenig bemerkbar, daß man sie für Gleiche halten sollte. Selbst der Gemeine wird mit freundlicher Achtung behandelt. Aber der gemeine Soldat ist jetzt auch ein ganz anderer Mann als sonst.

Sehr ärmlich gekleidet, kümmerlich genährt, mit schimpflicher Härte behandelt, besaß sonst der größte Theil der preußischen Soldaten höchst selten einige Ehr- oder Vaterlandsliebe; auch waren ja eine große Menge Fremder unter ihnen. Der Held der feinsten und gröbsten Gaunergeschichten, welche man in Berlin erzählte, war immer ein Soldat; und gewöhnlich folgte dann eine Entschuldigung, solche arme Leute wollten doch auch eine Freude haben. Kein Wunder,

daß der Bürger sie mit Mißtrauen und Verachtung betrachtete. Wie die äußere Lage des Soldaten jetzt geändert ist, zeigt schon der einzige nicht kleine Umstand, daß zu seiner Kleidung, die sonst mit fünf Ellen Tuch besorgt war, vierzehn erforderlich sind. Der Sold der ganzen Armee ist erhöht. Kein Soldat, der nicht ein Verbrechen begangen hat, darf mit Schlägen belegt werden; und zwei Jahr guter Aufführung setzen auch einen solchen wieder in die erste, geehrtere Klasse. Jedem Soldaten, wenn er nur die nöthigen Kenntnisse besitzt, ist das Avancement zum Offizier offen, u. s. w. Jetzt haben die meisten preußischen Soldaten Ehrgefühl und selbst edlen Stolz. Beispiele von Vergehen, auch nur von Völlerei, sind unter ihnen sehr selten. Sie werden vom Volke geachtet, und von den Handwerkern, bei denen sie in Quartier stehn, nicht selten in ihren häusli-

chen Zirkel gesellschaftlich aufgenommen. Ihren Vorgängern dagegen galt es für ein gemachtes Glück, wenn sie einen Wirth erhielten, der viel Wirthschaftsarbeiten hatte, und sie von ihnen verrichten ließ.

Es ist nicht zu zweifeln, daß diese glückliche Veränderungen fortdauern, und sich immer mehr ausbilden werden, da jeder Hausvater, weß Standes er sey, die Aussicht hat, seinen eignen Sohn eine bestimmte Zeit seines Lebens als Soldat zubringen zu sehn; jeder Jüngling die Gewißheit es zu werden, oder die Erinnerung es gewesen zu seyn. Aber diese wohlthätige Erscheinung hat doch auch ihre Schattenseite. Der verbesserte Zustand der Armee kostet Summen, die für den eigentlich armen Staat ungeheuer sind *) und

*) Eine wahrscheinlich übertriebene Berechnung, die Ende 1816 zu Berlin umlief, behauptete,

da dieser noch immer fast aus lauter Grenzprovinzen besteht, ist er schwerlich vermögend, sein stehendes Heer beträchtlich zu verringern. Ferner: schon im Anfange 1817 hörte man laute Klagen darüber, das Avancement der Bürgerlichen würde von neuem beschränkt. Als Beweis führte man die Thatsache an, daß alle bürgerliche Offiziere aus den Garden entfernt und zu Provinzial-Regimentern versetzt worden. Endlich beschwerte man sich, daß die adlichen Offiziere, allmählig zu ihrem alten hochfahrenden Ton zurückkehrten, sowohl gegen die Bürger als gegen die Rekruten. *)

---

von den 38 Millionen Thalern, die der Schatz jährlich einnähme, müßten 34 auf die Armee verwandt werden. Aber 28 gestanden selbst Vertheidiger des Zustandes ein.

*) Eine Anekdote, die zu mannigfachen Betrachtungen führen kann! - Im Frühling 1817 erlaubte sich ein adlicher Offizier gegen die jungen

Die letzte Beschwerde wenigstens wird nicht lange dauern, wenn sie das Ohr des edelmüthigen Königs erreicht. Wie er in Rücksicht des Bürgers denkt, beweisen viele Züge. Selbst der kleine ist vielsagend, daß er im Carnaval 1817 auf den Geldbällen die dem Publikum gegeben wurden, immer in bürgerlicher Kleidung erschien, und eben dies allen Offizieren befehlen ließ. Erinnern Sie

Bürger, die ihre militärische Dienstzeit angetreten hatten, sehr harte Aeußerungen. Bei Wiederholung des Benehmens, erhielt er einen anonymen Brief, in dem er an die Rechte der bürgerlichen Militärs, und an gewisse ältere Vorgänge mit Drohungen erinnert worden seyn soll. Er trug den Brief zum Obersten. Dieser ließ die jungen Leute zusammen kommen, und forderte ihnen nach einander ihr Ehrenwort ab, daß sie nicht Verfasser des Schreibens seyen. Alle gaben es. — — Man lobte das Verfahren des Obersten. Mich hat es erschreckt. War der Verfasser, wie es doch immer wahrscheinlich bleibt, unter jenen Jünglingen, und gab er nur aus Furcht vor harter Ahnung, sein Ehrenwort: wozu hat ihn die Abforderung desselben gemacht? —

sich nur, um den Gehalt dieses Benehmens zu bemerken, daß er souverainer Monarch eines bisher als militärisch betrachteten Staates ist, und zu eben der Zeit der Regent des brittischen Bürgerstaates seinem Volke das bei demselben unerhörte Schauspiel gab, daß er in Militär-Uniform ins Parlament fuhr. Dergleichen sind Zeichen der Zeit aus einer Region, in welcher sich doch größtentheils das politische Wetter macht.

Ueber den Kriegsstand im übrigen Deutschland hab' ich Ihnen nichts zu sagen. Mir scheint er, nur mit einigen, der preußischen Regierung nachgeahmten — Façons, so ziemlich überall geblieben zu seyn, was er war. Fast die einzige Veränderung ist, daß man hier und dort die zur Mode gewordenen Landwehren nachbildet, als ein Mittel die Heere leichter und mit geübten Leuten vollzählig zu

halten. Vielleicht eine Ursache mehr, die es zum Problem macht, welchen Nutzen die Regierungen in einem künftigen Kriege aus seiner Volksbewaffnung ziehen werden? —

Einer Erscheinung muß ich indeß noch erwähnen, die mir eine lebhafte Freude erregt hat. In zwei der noch bestehenden freien Städte Deutschlands sah' ich, und von den beiden andern weiß ich es, daß der Charakter ihrer Bürger — wie soll ich sagen? — Metall gewonnen hat, das schön und kräftig klingt, und ihr Militär so gut als ihre Bürgergarde, jetzt Muth und Miene und Uebung wahrer Krieger hat. Sehr oft ergriff mich bei dieser Bemerkung der Gedanke: wär' es vor einem halben Jahrhundert so gewesen, da es noch neunzig freie Städte in Deutschland gab; hätte es ein Paarmal hunderttausend wehrhafter Republikaner gehabt. — Aber auch dieses freudenvolle Vor-

zeichen wird bald wieder vom Horizonte verschwinden. Alle jene Städte haben die ersten Zeiten ihrer wiedererlangten Freiheit mit schneller Sorgfalt angewandt, die Ueberreste ihrer Festungswerke zu vertilgen. Ich fürchte, ihr alter Hang, durchaus nichts weiter seyn zu wollen, als reich, wird bald wieder ersticken, was der Gang der Begebenheiten in ihnen so schön aufleben ließ. Hat doch schon eine derselben einen öffentlichen Kampf mit ihren Patricier-Geschlechtern bestehen müssen, die durchaus ihre alten, theils nichtssagenden, theils belästigenden Vorrechte wieder haben wollten. —

Werden denn die Adlichen in Deutschland nie hell über ihre Lage urtheilen lernen? Wie können sie hoffen, drückende und schädliche Verhältnisse fortdauern, oder erneuern zu lassen? — indeß die Masse der Germanischen Nationen längst begriffen hat, ihr

Lehnsadel sey ein abgestorbenes Glied am Staat, das ihn durch Vorrechte drückt, ohne ihm durch Pflichten nützlich zu seyn. Nicht einen Lehnsadel, einen Optimatenstand bedürfen sie jetzt, das heißt, eine Reihe von Männern, die um ihrer persönlichen Verdienste willen, persönliche Vorrechte genießen, welche aber nicht forterben, sondern von Jedem selbst erworben werden müssen. Gehen die Adlichen freiwillig in die Masse des Volkes zurück, so wird ihnen, schon um ihres Namens willen, das nächste Jahrhundert hindurch Niemand den Vortheil rauben können, die Vordersten in der Laufbahn zu dem neuen Ziele zu seyn; beharren sie aber auf ihrer Trennung vom Volk, was dürfen sie erwarten?

Große Schicksale, Erschütterungen die das völlige Verschwinden manches Volkes zur Folge haben können, scheinen Deutschland

bevorzustehn. Jeder Staat wird der ganzen Zahl seiner guten, talentvollen Köpfe, die denn doch im Grunde überall die wahre Nationalmacht sind, bedürfen, um nur sein Bestehen zu sichern. Erinnern Sie sich aber wohl noch des Rechnungs-Exempels, das uns der berühmte Kraus in Königsberg, einst vorlegte?

Er sagte: »die Natur, die nichts von Adel oder Bürgerlichkeit weiß, bringt überall unter einer gegebenen Menschenmasse ohngefähr eine gleiche Zahl von guten Köpfen hervor. Nehmen wir mit großer Liberalität an, jeder Zehnte sey ein solcher, so haben wir unter tausend Köpfen hundert gute. Da der Adel aber, auch wo er am häufigsten ist, nur ein Hunderttheil der Staatsbürger ausmacht, so kann es unter jenem Tausend, nur zehn Adliche, und unter diesen nur einen guten Kopf geben. Giebt man dem Adel nun

das ausschließende Vorrecht auf die wichtigsten Stellen im Staate, so gehen von jedem Hundert guten Köpfen neun und neunzig für sie verloren, denn die neun dummen Adlichen haben so viel Recht sie zu erhalten, als der eine talentvolle. Lassen Sie aber Zeiten eintreten, wo dringende Noth des Staates die Rücksichten aufhören macht, wo um seines Bestehens willen, das Volk darnach ringen muß, jene Stellen nach Talenten, nicht nach der Geburt verleihen zu sehn, so stehn in diesem Kampf neun und neunzig gute Köpfe aus dem Volk gegen einen solchen aus dem Adel; und 891 Beschränkte aus dem erstern, gegen neun solche aus dem letztern. Siegt die Mehrzahl schnell, so ist der Adel gewiß, siegt sie langsam, der Staat höchst wahrscheinlich verloren."

Das klingt wie ein willkührliches Spiel der aufgeregten Phantasie, und doch ist

es nur ein ganz kaltes, unumstößliches $a + b = b + a$. In Norddeutschland hat schon vor dem Eintreten der öffentlichen Noth ein stilles aber kräftiges Ringen gegen den einen und die neun begonnen. Seit 1806 wurde es ernster und lauter. Sollte es noch nicht für immer entschieden seyn, sollten künftige Unglücksfälle der Nation, es zum offenen Kampfe entflammen, so —

Leben Sie wohl, lieber Baron, mit ihrem ganzen Hause!

N. S. So eben lese ich in den Zeitungen eine Uebersicht, der zufolge es in der preußischen Armee beinahe eben so viel bürgerlich geborne Offiziere giebt, als adlich geborne. Aber in Preußen macht der Adel nicht einmal ein Hunderttheil der Bevölkerung aus. — Interessanter wäre, mir wenigstens, eine Liste gewe-

sen, wie viel Edelleute in Preußen gemeine Soldaten sind. Oder ist das nicht möglich?

Vierter Brief.

Sie finden es sonderbar, daß ich Preußen einen armen Staat nenne, ungeachtet er so manche fruchtbare Provinzen, eine bedeutende Anzahl von Fabrikorten, und berühmte, große Handelsstädte an Strömen und Küsten hat. Ich, mein werther Freund, halte es fast für unmöglich, daß er je zu einiger Wohlhabenheit gelangen kann, so lange er seine jetzige geographische Gestalt behält. Von seinen Seestädten hat nur das einzige Stettin eine etwas beträchtliche, nicht fremde Landmasse hinter sich und einen bedeutenden, nicht fremden Strom.

Das eigentliche Königreich Preußen mit seinen beiden berühmten Seestädten, ist doch im Grunde nur ein schmaler Küstenstreif, der allein jene Städte nicht erhalten kann, sobald in dem hinter ihm liegenden fremden Lande, ein auf das eigne Beste berechnetes Handelssystem strenge beobachtet wird. Auch die übrigen Provinzen liegen in so schmalen Linien zwischen fremden Ländern, daß ihre Wohlhabenheit auf dem Verhältniß mit jenem beruht. Sie sind ferner ihrer Natur und ihrem Interesse nach so unter einander verschieden, daß sich kein allgemein wohlthätiges System für sie befolgen, vielleicht keines ersinnen läßt, das nicht, indem es die einen zu heben versucht, die andern in Dürftigkeit stürzte; um aber nach einem besondern behandelt zu werden, ist wiederum fast jede zu klein, und die Monarchie zu groß. Nehmen Sie hinzu, daß diese eben durch ihre Aus-

dehnung und ihre Ansprüche, so tief in den Gang verwickelt ist, den die Verhältnisse der großen Nationen nehmen, — sie, deren Bewohner keine Nation bilden; — daß sie nur zu oft genöthigt ist, das Gedeihen bald dieser, bald jener Bürgerklasse der auswärtigen Freundschaft aufzuopfern, die das allgemeine Staatswohl zu erhalten gebietet. —

Doch ich vergesse, daß ich Ihnen nicht die Natur des preußischen Staates aus einander setzen, sondern nur erzählen wollte, was für Veränderungen ich dort gefunden.

Im Jahr 1806 blühten die Fabriken und alle Gewerbe in Berlin; es herrschte dort allgemeiner Wohlstand, hoher Muth und Patriotismus, reger Sinn für Wissenschaften und Kunst: kurz, wer nur Berlin im Auge hatte, mußte den ganzen Staat für blühend, glücklich und wohlgestimmt halten.

Sehr überrascht war ich daher, als ich, auf meiner Flucht im Oktober des genannten Jahres, nach Stettin kam, dort, ausser der allgemeinen Bestürzung über den Gang des Krieges, großen Mißmuth über die Verwaltung des Staates zu finden. Es hielt nicht schwer, die Ursachen zu erfahren. Die Politik hatte dem Kabinet befohlen, die dargebotene Vergrößerung des Staates durch Hannover, nicht auszuschlagen; von der andern Seite aber hätte eben diese Politik es, wo möglich, den Augen der ganzen Welt verbergen mögen, daß man durch die Annahme jenes Landes mit England zerfallen sey. Man nahm also Hannover, aber als die großen Kaufleute der Seestädte anfragten, ob sie nun wohl wagen dürften, Schiffe auszusenden und Waaren zu verschicken, antwortete ihnen Haugwitz mit einer Art von unwilliger Verwunderung: »Ja wohl!«

Sie thaten es also, und die Engländer nahmen alle preußischen Schiffe weg, die sie fanden. Der höhere Kaufmannsstand büßte die vermeinte Freiheit des Ministers, die übrigens keinen Menschen täuschte, mit Verlusten, die man auf Millionen schätzte, und welche die bedeutendsten Stettiner Häuser dem Falle nahe brachten. Mit dem Handelsstande leiden in einer Handelsstadt alle Bürgerklassen, und auch die umliegenden Provinzen. Die lauten, häufigen Aeußerungen der Unzufriedenheit darüber, machten mir es wahrscheinlich, als ich späterhin die schnelle Uebergabe der Festung hörte, daß wohl die Muthlosigkeit der Greise, die darin den Befehl führten, nicht allein daran schuld gewesen. —

Bei dem schnellen Herandringen der Franzosen, eilten alle Flüchtlinge sehr bald weiter. Mir schlug der Minister Schulenburg

vor, auf einem mit königlichen Geldern beladenen, und daher doppelt bemanntem Schiffe, nach Danzig zu gehn. Ich that es: aber schon auf der Rhede von Danzig, erhielt der Schiffer Befehl, nach Königsberg zu fahren. Nach langer Mühseligkeit traf ich dort ein. Ich fand alle Flüchtlinge, die in Stettin gewesen waren, und noch viele neue dazu, schon vor, aber auch dieselbe unfreundliche Stimmung, zu hoher Bitterkeit gesteigert, die sich selbst gegen jene Flüchtlinge, meistentheils Berliner Beamte, bis zu heftiger Anzüglichkeit laut zu werden erlaubte. Ich suchte den Grund davon zu erfragen; man schwieg mit sichtbarem Mißtrauen: auch ich kam ja aus Berlin.

Ich erinnerte mich, daß die Frauen, in deren Augen gewöhnlich nur Geschlechts- oder gesellschaftliche Verhältnisse Wichtigkeit haben, über jede öffentliche Angelegenheit

viel leichter zu erforschen sind, als die Männer. Nachdem ich also einst einer reizenden, geistvollen, gebildeten Frau, der Gattin eines Kaufmanns, eine ganze Stunde lang verrathen hatte, wie sehr sie mich bezaubere, that ich ihr endlich im Vertrauen die Frage: Woher doch jene so wenig verhehlte Erbitterung gegen die Berliner Beamten komme? Sie wurde roth; ihr schönes Auge funkelte; plötzlich wandte sie sich zum Klavier und spielte und sang mir vor:

Wir lieben Euch so sehr, so sehr —
Als Ihr Euch liebenswerth uns zeiget!

und mit einer tiefen, spöttischen Verbeugung wollte sie fort. Ich war indeß nicht Neuling genug, um so abgewiesen zu werden, und wußte, daß man der Gewährung bei den Frauen schon ziemlich gewiß ist, wenn es gelang, ihr Gemüth in — fast ist es gleich-

gültig welche — Bewegung zu bringen. Also ergriff ich ihre Hand, und bemerkte ihr, daß der Unwille, der ihr so eben eine neue Art von Reizen gebe, eigentlich mich nicht treffen könne. Ich sey kein Beamter; nicht einmal ein eigentlicher Berliner. Sie besann sich dann freilich darauf und ging, wie Weiber in Fällen wie dieser, pflegen, gerade zu der entgegengesetzten Stimmung über. »Fragen Sie meinen Mann. Die Männer wissen so etwas besser auseinander zu setzen;" sagte sie gütig, und führte mich nun selbst zu ihrem Gatten und theilte ihm meine Frage empfehlend mit. Er sprach, bald mit Wärme, die selbst bis zur Hitze anwuchs.

Hier fand ich noch viel größere Beschwerden, als in Stettin. Man klagte nicht nur über die Zurücksetzung und Schutzlosigkeit des Seehandels: man fand sich tief dadurch gekränkt, daß die Hauptstadt desjenigen Landes,

das dem Monarchen eigentlich den Königs-
titel gab, als völlig untergeordnete Provin-
zialstadt behandelt, überall der Residenz nach-
gesetzt, ja, ihr aufgeopfert werde. Dorthin
sey allmählig alles zusammengezogen, was
Königsberg sonst als Vorzug besessen habe;
dorthin z. B. die eigenthümliche preußische
Münzanstalt verlegt. Diese sey nun in die
Gewalt der Feinde gekommen, wodurch der
König sogar ausser Stande gerathen, die
Barren in seinem Schatze, oder das Sil-
bergeräthe, das man ihm darbringen möchte,
ausprägen zu lassen. Man behauptete: so
oft in Berlin eine Fabrik angelegt würde,
begünstige man sie zum Nachtheil der in Kö-
nigsberg und in andern Städten längst be-
stehenden Fabriken derselben Art, so sehr,
daß diese zu Grunde gehen müßten. Als
Beleg dafür führte man an: ehemals sey in
Königsberg die Tuchfabrikation sehr blühend

gewesen, vorzüglich durch die Lieferung für die Armee. Seit für eigne königliche Rechnung das Lagerhaus in Berlin angelegt worden, hätten diese Fabriken allmählig aufhören müssen. Die Stadt wäre um einen ihrer bedeutendsten Erwerbzweige gekommen. Die Tuchfabrikanten zu Königsberg hätten dringend gebeten, ihnen wenigstens die Bekleidung der im Königreich Preußen selbst stehenden Truppen zu lassen; man hätte ihnen geantwortet: Das blaue und rothe Tuch, (bei dem eher verloren als gewonnen wird,) wolle man von ihnen nehmen; das weiße, (das allein Gewinn giebt,) zu liefern, bleibe ein Vorrecht des Lagerhauses. — Was für den Augenblick alle diese kränkenden Erinnerungen besonders schmerzhaft aufregte, war das Benehmen der aus Berlin entflohenen Beamten, die von der Stadt frei einquartirt werden mußten. Ihr Stolz auf Titel

und Rang, und auf den Glanz der Residenz, verführte sie, hier in einem sehr hohen Tone zu sprechen, und das Selbstgefühl der reichen Handelsstadt fühlte sich dadurch tief verletzt. —

Jene Thatsachen waren gegründet; aber man hatte sehr Unrecht, sie dem übeln Willen der Verwaltenden, oder ihrer Abneigung gegen Königsberg zuzuschreiben. Höchstens konnte man dieselben des Mißverstehens und der zu weiten Ausdehnung eines an sich nicht unrichtigen politischen Grundsatzes anklagen. — Der Gang der Begebenheiten und das Genie Friedrichs des Zweiten, hatten den preußischen Staat weit über seinen natürlichen Rang, in die Reihe der ersten Staaten Europa's gehoben. Um sich in jeder Rücksicht geltend zu machen, bedurfte er auch einer glänzenden großen Hauptstadt: aber Berlin, in einer eigentlich armen Pro-

vinz, an einem unbedeutenden Flusse belegen, ohne Nahrungsquellen wie sie zum Erwachsen einer **großen** Stadt nöthig sind, und von den übrigen meistentheils isolirten Provinzen zu sehr getrennt, um Mittelpunkt **ihres** Lebens und Wohlseyns zu seyn, eignete sich nicht dazu, eine solche auf dem natürlichen Wege zu werden. Friedrich der Zweite schlug einen künstlichen ein, indem er Häuser bauete, und sie verschenkte, Summen zur Anlegung von Fabriken vorschoß, auch wohl vergab, Kanäle anlegte, die den Handel dorthin führten, u. s. w. Aber er schritt dabei allmählig fort, wandte nur einen Theil seiner Ueberschüsse dazu an, und vermied es sorgfältig, durch das was er für das Aufblühen der Hauptstadt that, in den Provinzen irgend etwas verdorren zu machen. Unter seinem feurigen, prachtliebenden, mit allzu raschem Schritt durchs Leben eilendem

Nachfolger, kam man auch in Rücksicht auf Berlin aus dem Tempo, und übereilte sich, es recht schnell eines glänzenden Hofes würdig zu machen. Bis 1806 hatte die jetzige Regierung freilich den Weg den sie seit zehn Jahren eingeschlagen fand, noch nicht verlassen, aber wahrscheinlich, nur weil sie noch nicht aufgefordert worden, oder ihn nicht genau kannte. —

Meine erste Erkundigung fast, als ich 1816 nach Königsberg zurückgekehrt, betraf meine liebenswürdige Bekanntin. Ach, man hatte sie längst begraben; auch ihren Gatten fand ich nicht mehr. Desto erfreulicher war, was man mir von dem Gange des Oeffentlichen sagte. Der Seehandel lag zwar noch, aber man hoffte viel, sehr viel. Das Lagerhaus in Berlin war eingegangen; die Fabrikation aller Art blühete auf. Der König hatte der Stadt, der Provinz, der

Universität große Unterstützungen gegeben. Alles athmete jugendlich strebendes Leben, und alles war so voll Liebe und Verehrung für den Monarchen, als der edle, reingesinnte Fürst es verdient. Mit aufrichtiger Freude über diese Umwandlung, reiste ich weiter, aber zugleich sehr darauf gespannt, was aus Berlin werden konnte, wenn man, nachdem es einmal durch Kunst zu sehr angeschwollen war, von den Maßregeln abging, die es anschwellen gemacht?

Beim ersten Ueberblick zeigte es noch mehr und feinern Glanz als ehemals: aber beim zweiten glaubte ich zu bemerken, daß es nicht dieselben Klassen waren, die ehemals glänzten, und daß dieser Schimmer nicht aus der Wohlhabenheit des Allgemeinen hervorbräche. Meistentheils sind es Beamte, die jetzt in Berlin die Prunkrolle spielen, und das Militär hat eine gegen ehemals, sehr behagliche

Art des Wohlseyns. Vortrefflich! Ein Staat der seinen Geschäftsleuten und seinen Vertheidigern eine angenehme Lage geben kann, erfüllt eine heilige Pflicht, wenn er es thut: aber das Heer und die Beamten sind doch nicht der Staat, sondern nur um seinetwillen da. — Unter den Bürgerklassen bemerkte ich, daß sich die Zahl der Kramhändler sehr vermehrt hatte, und nächst ihnen die der Banquiers. Die erstern handelten meistentheils mit ausländischen Fabrikaten, und den erhöheten Absatz solcher, gab man mir als die Ursache an, warum sich auch die Geldgeschäfte der Banquiers mit dem Auslande erhöht hätten: es waren mehr und größere Summen hinaus zu senden. Also zeigte der Wohlstand dieser Klassen nicht für den Reichthum Berlins, sondern für die Vortheile, welche das Ausland von hier zog. —

Den Adel schilderte man mir als verarmt, und mehreres was ich bemerkte, schien mir es zu beweisen. Selbst der erste Wollmarkt in Berlin that es. Ein Gasthof, in dem ich zuweilen mit dem berühmten Philologen Wolff zu essen pflegte, war gedrängt voll von Landgutbesitzern, die selbst in die Stadt gekommen waren, um ihre Wolle zu verhandeln. Ich fragte um einige, und hörte Namen, die in der preußischen Staats- und Kriegsgeschichte berühmt sind. Ferner: in einer Preußischen Handelsstadt, die drei Gasthöfe hat, sind die drei Gastwirthe, Edelleute, u. s. w. — So viel ist wenigstens gewiß, der nicht beamtete Adel in Berlin, trägt nichts zum Glanze der Residenz bei; und der Hof-Adel sehr wenig. Die Frugalität dieses Letztern ist gewissermaßen zum Sprüchwort geworden. Auf einem Karnaval-Balle machte ein Aufwärter am Buffet

ziemlich laut eine bittere Anmerkung darüber, daß so viele dieser Herren damit anfingen, sich nach dem Preise der Fasanen und Rebhühner zu erkundigen, und damit endigten, sich eine Portion Schinken oder Wurst geben zu lassen. Fern sey es, ihnen aus der Sparsamkeit einen Vorwurf zu machen; ich finde es vielmehr sehr weise und lobenswerth, daß sich jeder, um sprüchwörtlich zu reden, nach seiner Decke strecke: aber diese muß doch wohl zu kurz geworden seyn, wo solche Erscheinungen zur Tagesordnung gehören.

Der Aufwand des reichen Adels, den Friedrich der Zweite in Berlin zu fixiren wußte, charakterisirte die Residenz; ihr als große Stadt eine feste Grundlage zu geben, suchte er, wie gesagt, die Zahl der Fabriken zu vergrößern, und die Besitzer von solchen bildeten ehemals den reichen Theil

des Bürgerstandes. Während der Sperre durch das Continentalsystem, hatte sich die Zahl derselben sehr vermehrt, jetzt aber herrscht eine allgemeine Klage über den Verfall der Fabriken. Schon waren mehrere eingegangen, und nach jeder Messe verringerten die noch bestehenden, die Zahl ihrer Arbeiter, und vermehrten dadurch die der Dürftigen. Eine Folge der allgemeinen Handelsfreiheit, die den Engländern erlaubte, das Continent mit ihren Waaren zu überschwemmen. In meinen Augen zugleich ein schreiendes Zeugniß wider Adams Smith's Theorie. Freilich hat sie ihre schulgerechtväsonnirende Vertheidiger, die — aber keine Fabriken besitzen, das versteht sich. Man erzählte sogar, ein vornehmer Beamter habe einer Bürgerdeputation, die um Verbot gewisser englischer Fabrikate nachsuchte, geantwortet: »Die Engländer wollen auch leben!«

Ich möchte das nicht verbürgen; aber mir fiel dabei die Klage der Stettiner vom Jahre 1806 ein, daß man den inländischen Seehandel, auswärtiger Rücksichten wegen, zu Grunde gerichtet.

Allgemeiner noch, als über den freien Handel, sind die Klagen über die Gewerbsfreiheit. Aeltere Handwerker beschweren sich, daß die täglich wachsende Zahl ihrer Mitbewerber, es ihnen unmöglich mache, sich von den Einbußen der unglücklichen Jahre zu erholen; die jüngern, daß sie dabei nicht in Nahrung kommen könnten. (In den andern Ständen hört man dagegen häufig über die schlechte Beschaffenheit klagen, welche die Arbeiten der Handwerker jetzt fast in der Regel haben; weil, sagt man, jeder von den geringen Bestellungen, die ihm noch zufallen, leben will und muß.) Eine dritte allgemeine Beschwerde, ist, daß der Tage-

lohn sowohl der Gesellen als der bloßen Handlanger, ungeheuer hoch ist. Auch hiervon giebt man die Gewerbfreiheit als die Quelle an: denn da jeder Geselle Meister werden kann, sobald er will und etwa ein heirathlustiges Mädchen findet, das ihm so viel Geld mitbringt, als der Gewerbschein kostet, so schwindet die Zahl der brauchbaren Gesellen täglich zusammen, so viele auch einwandern mögen; die Zahl der dürftigen, arbeitlosen Meister aber wächset.

— Unstreitig sind allgemeine Handels- und Gewerbsfreiheit glänzende Ideen; aber mich dünkt, sie gleichen den großen, starken Waldbäumen, den Eichen, Buchen, Tannen, die nur im weiten, unbeschränkten Schooße der Natur sich zu jener majestätischen Gestalt erheben, von der ihr Werth abhängt, aber in Gefäße verpflanzt, verkümmern oder sie zersprengen. Der preußische Staat ist offenbar

nur ein künstliches, sehr enges Gefäß. Es ist natürlich, daß Gränzprovinzen ihr Handels-Wohl mehr auf die nahen fremden Länder berechnen, als auf die entferntern, die zwar zu Einem Staate mit ihnen gehören, deren Wohlseyn aber vielleicht wieder von dem Verkehr mit andern fremden Ländern abhängt. Wenn nun ein Staat, wie es mit dem preußischen der Fall ist, fast aus lauter weit aus einander gerenkten, in fremde Länder gleichsam eingekeilten Gränzprovinzen besteht: ist nicht die allgemeine Handelsfreiheit das unfehlbarste Mittel, sie alle einander zu entfremden? — Was die Gewerbfreiheit betrifft: ihre Wirkung in den Provinzen kenne ich nicht, aber in dem durch Kunst großgezogenen Berlin ist es offenbar, daß sie die alte, wohlhabende Bürgerschaft verarmen macht, und ihr dagegen eine Menge neuer Bürger giebt, denen es fast unmöglich

wird, sich aus der Dürftigkeit, mit der sie anfangen, empor zu arbeiten. Nachdem sie es einige Jahre vergeblich versucht, ziehen sie wieder fort, um andern, nicht glücklichern Ankömmlingen Platz zu machen. Das dauert wahrscheinlich so lange fort, als Berlin noch den Ruf hat, wohlhabende Bürger zu besitzen; dann —. Indem ich dieß schreibe, lese ich in einer Zeitschrift Rügen über den Aufwand der Handwerker zu Berlin. — Mir scheint der erhöhete Sinn für Genuß bei den hiesigen Handwerkern eine Wirkung des Verzichtleistens auf solide Wohlhabenheit. Sie trauen der Zukunft nicht viel zu, und machen sich's daher in der Gegenwart bequem. Mir fiel bei der fröhlichen Sorglosigkeit mancher, der Pariser Barbier ein, den ein Reisender in seinem Wohnzimmer an die Wand treten sah, um zu — —, »weil er ja doch am Nachmittage auszöge.«

Ein greiser Murrkopf, dessen Finsterkeit mir aber daher zu stammen schien, daß er zu hell sah, um leicht heiter zu werden, sagte mir einmal: Preußen zog sich ehemals unsägliches Unheil dadurch zu, daß es mit den Kräften eines Staates vom dritten Range, auswärts die Rolle eines vom ersten spielen mußte. Daß es jetzt im Innern mit einer Bevölkerung aus lauter vereinzelten Völkerschaften, die Maaßregeln der Staaten befolgt, die eine einzige, gediegene Länder-Masse sind und wenigstens nur Eine herrschende Nation haben, — —

Ich mag nicht vollenden, was er sagte; doch ob er, oder die schulgelehrten Vertheidiger des Verfahrens nach Smith's Theorie, praktisch richtiger rechneten, kann schon die Erfahrung von noch einem Jahrzehende entscheiden. Möge es, falls er Recht hatte, dann nicht zu spät seyn, die Bemerkung zu benutzen.

Fünfter Brief.

Die Universität zu Berlin gehörte für mich zu den ganz neuen Schöpfungen. Der Gedanke hier eine solche anzulegen, stammt ursprünglich von Engel, der aber nur dabei im Auge hatte, den Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften, die er zuweilen Müßiggänger nannte, eine pflichtgemäße Thätigkeit zu geben. — (Sie sollten, meynte er, verbunden seyn, solcher Jugend, die mit der Universitäts-Bildung fertig war, Vorlesungen zu halten; das würde sehr bald Alle, die in ihrem Sessel nur einen Ruheplatz fürs Alter sahen, gezwungen haben aufzustehn. —) Eine Nachbildung jener hohen Schulen, die in den kleinen Städten am meisten zu gedeihen pflegen, in der Residenz zu sehen, das wünschte er nicht. Man hat indeß das Letztere ausgeführt. Als

rechtfertigende Gründe hörte ich angeben, Berlin hat dadurch einen neuen Nahrungszweig erhalten, und man dürfte selbst politische Vortheile davon hoffen, aus der Residenz den glänzendsten Lichtquell für die Nation zu machen. Man muß wohl noch andere Gründe gehabt haben; denn wenn man auf den ersten Punkt hohen Werth gelegt hätte, so lag es näher, zu bemerken, daß durch das Versiegen der alten Wohlstands-Quellen, ich meyne das Sinken der Fabriken und die Verarmung des Handwerkstandes, mehr verloren gehen kann, als durch die neue Quelle gewonnen wird; und um aus der Universität einen Stralenpunkt für Deutschland zu machen, hätte man ihr längst solche schriftstellerische Freiheiten und Vorzüge geben müssen, wodurch am meisten nach Aussen gewirkt wird. Jetzt hat sie nicht einmal eine eigne wissenschaftlich-kritische Zeitschrift.

Den äussern Zustand der Universität zu Berlin, kennen Sie wohl aus öffentlichen Nachrichten. Sie wissen, daß der Monarch mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit ausgezeichnete Gelehrte für sie zu gewinnen sucht; daß vortreffliche und sehr kostbare Sammlungen angekauft und Anstalten gestiftet sind, zur Erleichterung jeder Art von Studium; daß das Universitäts-Gebäude ein geschmackvoller Palast ist u. s. w. Ueber den innern Zustand bin ich nicht im Stande Ihnen etwas Wichtiges zu sagen. In das eigentlich gesellschaftliche Leben greift sie wenig ein; ihr Treiben wird in der großen Stadt kaum bemerkt. Die Studenten scheinen mir hier viel gesitteter, als auf irgend einer Universität in einer kleinen Stadt; aber ob es eben so viel Fleißige unter ihnen geben mag, weiß ich nicht. Die Debatte, in wiefern es zweckmäßig sey, dergleichen Anstalten in einer

Residenz zu errichten, ist noch nicht zum Schluß gebracht. Ich mag mich hier nicht auf sie, in Rücksicht der Studenten, einlassen, aber in Rücksicht der Professoren kann ich mir eine Bemerkung nicht versagen. Unter diesen klagt man manche, die in einer kleinen Stadt ausgezeichnete Lehrer waren, und deshalb hierher berufen wurden, an, daß sie in der großen vergessen, ihre Bestimmung sey nur für die Wissenschaft, für die Jugend und die Bildung derselben zu leben. Sie sollen in den Zirkeln der großen Welt zu glänzen suchen, sich zu den Ministern drängen, nach politischem Einfluß und selbst nach Aemtern streben, die sie von der Bahn, auf der sie Werth hatten und Ruhm erwarben, entfernen. Man nannte mir wenigstens eine bedeutende Zahl ehemals sehr geachteter Schulmänner, die den durch Doziren erworbenen Ruf benutzten, sich zu Wirkungskreisen zu

erheben, in welchen das Doziren eben nicht an seinem Orte wäre, und die Befolgung von Schulsystemen schaden kann. Ich führe das nur an, weil ich glaube, daß dieser Punkt bei etwaiger Erneuerung der oben erwähnten Debatte, mit in Anschlag gebracht werden sollte.

Sechster Brief.

Am meisten beschäftigte die Universität während meines Aufenthalts zu Berlin, die Aufmerksamkeit des großen Publikums durch das Geschick, das der junge Dr. Witte bei ihr erlebte. Ihre juristische Fakultät hat eine Rechtfertigung des Verfahrens gegen ihn, drucken lassen. Bedurfte es einer solchen durchaus? Wo nicht: hätte die menschliche Rücksicht, daß sie dem künftigen Glück eines

liebenswürdigen, bescheidnen Jünglings schaden muß, nicht ihre Erscheinung verhindern sollen? Daß dadurch der Rachsucht eines Einzelnen Genüge geleistet werden sollte, mag ich nicht glauben. Der junge Witte hat eine Gegenschrift herausgegeben, und man — Es wäre der Mühe werth gewesen, zu erforschen, wer? — hat es für nöthig erachtet, dem Publikum zum voraus zu versichern, sie könne nicht bedeutend werden. — Fast sollte man aus dieser Vorsicht, das Entgegengesetzte schließen.

Das Schicksal des Jünglings ist mir persönlich nicht ganz fremd geblieben, und ich will unparteiisch mittheilen, was ich davon weiß.

Schon 1806 erzählte mir Herr Witte, der Vater, er habe ein von ihm selbst erfundenes Mittel angewandt, sich einen durchaus gesunden und sehr talentvollen Sohn zu pro-

creiren; — — der Knabe, noch nicht sechs Jahr alt, zeige seltne Anlagen und er wolle etwas Ausserordentliches aus ihm bilden. Was er mir sagte, ließ mich auf pädagogische Kunststücke schließen, und ich bemühete mich ernstlich, ihm seinen Plan auszureden. Er blieb indeß bei demselben; und wirklich, der Knabe wurde im 14ten Jahre Doktor der Philosophie, im 16ten Doktor der Rechte, und im 17ten brachte der Vater ihn nach Berlin, um ihn als akademischen Lehrer auftreten zu lassen.

Der Weg den Herr Witte mit seinem Sohn eingeschlagen hat, war, nach seinen frühern Aeußerungen zu schließen, folgender. Bekanntlich ist der gewöhnliche — sehr vernünftige — Gang der Erziehung, daß man die Kinder erst Fertigkeiten (lesen, schreiben, ziffern, zeichnen,) lernen läßt, dann ihr Gedächtniß durch Unterricht in

Sprachen, und geographische, historische, naturgeschichtliche u. s. w. Notizen, ausbildet, und sie dann erst zum Auffassen, Ordnen, Weiterbilden wissenschaftlicher Begriffe d. h. zum eigentlichen Studiren hinüber führt. Dieser Gang ist langsam, aber er hat das Gute, dem natürlichen Fortschreiten der Kräfte angemessen zu seyn, und die Jünglinge erst zu eben der Zeit aus dem Unterricht zu entlassen, in der auch das Edelste im Menschen, Vernunft und Charakter, hinlänglich gereift zu seyn pflegt, um ihn selbstständig fortschreiten zu lassen. Herr Witte überhüpfte die Fertigkeiten, und wandte die ihnen gehörige Periode gleich dazu an, das Gedächtniß seines Knaben mit fremden Wörtern und Notizen zu füllen. Dieser soll z. B. im 8ten Jahre das Griechische ziemlich verstanden und den Homer gelesen haben; aber im 13ten konnte er noch nicht

schreiben, und im 17ten thut er es noch ohne Geläufigkeit. Im 12ten indeß schon hatte er ungefähr so viel gehört und behalten, als andre im 17ten. Der Vater rief Wunder! Hieronymus Buonaparte glaubte sich als Beschützer der Talente zeigen zu müssen, und wies das nöthige Geld an, um das Kind den Studenten machen zu lassen; die Hannöversche Regierung und späterhin Se. Majestät der König von Preußen setzten den Gehalt fort. Jedes nur nicht ganz stiefmütterlich von der Natur behandelte Kind, könnte auf jenem Wege eben so früh, eben dahin gebracht werden: wo der junge Witte steht, aber welchen Nutzen hätte das? — Als der Vater den eben erst zum Jünglinge Gereiften als doppelten Doktor nach Berlin brachte, und für ihn Männergeschäfte suchte, weissagte man ihm: »In einem Hause, wo Jedermann um sechs Uhr aufsteht, hat der junge Mensch

sich um drei Uhr ankleiden müssen. Er wird müßig bleiben, bis die übliche Stunde der Thätigkeit kommt; und wer weiß, ob er dann nicht schon wieder schläfrig geworden ist.» — Das Erste ist schon eingetroffen. Er wurde in Berlin aufgenommen wie jeder junge Mensch, der zu Männern sagen wollte: »Ich weiß so viel, als Ihr wisset; ich will seyn, was Ihr seyd.» Ich gestehe, es wurde mir schwer, über den Vater nicht laut aufzulachen, als dieser mir erzählte, daß er einem Professor zur Empfehlung seines Sohnes gesagt und nachgewiesen, dieser habe, durch eigenes Studium, eine Entdeckung gemacht, auf welche der Professor, als die seinige, stolz that, nämlich, daß sich gewisse juristische Codices zu Verona befinden.

Herr Witte war so naiv, sich zu wundern, daß der Mann, wie er behauptete, seitdem als sein Feind gehandelt habe. Er

wandte sich an einen hohen Beamten, um seinem Sohne die Erlaubniß zu Vorlesungen auszuwirken. Dieser, bei dem jener Professor viel gelten soll, und der ein guter Stylist zu seyn glaubt, schrieb Herrn Witte einen langen Brief voll weiser Rathschläge, die sich freilich wohl mündlich auch hätten ertheilen lassen, und mahnte ihn von seinem Plane ab. Er hatte nicht hinzugefügt, wovon der junge Mensch bis zum reifern Alter leben sollte: so meynte Herr Witte denn ohne Zweifel, da des Mannes Amt nicht sey, Rathschläge zu ertheilen, sondern die Gesetze zu vollstrecken, könne er füglich auf sein Gesuch bestehen. Es sollte endlich erfüllt werden: der junge Mensch hielt eine lateinische Vorlesung, welcher blos die Professoren beiwohnten; dann eine deutsche für die Studirenden, — aber ein Theil dieser Letztern pochte und scharrte wiederholt, als er nur

die Anrede vorgebracht hatte; und zwar behauptete man, die Scharrenden und Pochenden haben nur aus den Zuhörern eines Professors — man rathe welches? — bestanden. — Schon wollte der Dekan der Fakultät die Vorlesung aufheben, und der junge Mensch wäre auf lange beschimpft, oder doch beschämt gewesen, — wenn sich nicht ein angesehenes Mitglied einer andern Fakultät, der berühmte Arzt Hufeland, mit ernstem Unwillen dagegen erklärte. Nun machte der Dekan durch leichte Mühe Ruhe, und der Jüngling hielt in der vollkommensten Fassung seinen Vortrag. Einige Tage darauf kam der Vater zu mir, — (wegen ein Paar mißbilligender Aeußerungen über seine erkünstelnde Pädagogik, mochte er mich für seinen Feind ansehn, —) und bat mich, bei Erzählung des Vorganges in der Zeitschrift, die ich damals drucken ließ, nicht

gegen seinen Sohn Parthie zu nehmen. Kurz vorher hatte ich ein Billet mit derselben Bitte, von einem Grafen Kalkreuth erhalten. Meine Antwort war, daß ich Herrn Witte lächelnd die schon gedruckte Nummer des Blattes überreichte, worin ganz kurz und so schonend und parteilos als möglich, über den Vorgang gesprochen wurde. — Einige Zeit nachher erschien er wieder bei mir, und klagte, obgleich sein Sohn Alles geleistet, was zur Berechtigung Vorlesungen zu halten, gefordert worden, verweigere ihm der Dekan doch die Anzeige seiner Kollegia im Lektions-Kataloge. Er wünschte, daß ich öffentlich Aufmerksamkeit darauf zu erregen suchte. Nach meiner Ansicht, geschah ihm Unrecht: ich hielt es also für Pflicht, seinen Wunsch zu erfüllen, fügte aber hinzu: da beide Parteien so sehr entzweit schienen, möchte es wohl das Beste seyn, allem

künftigen Aufsehen dadurch vorzubeugen, daß der junge Mensch Geld erhielte, um eine wissenschaftliche Reise zur Vollendung seiner Ausbildung zu machen. Ich war so glücklich gewesen, gerade die Ansicht Sr. Majestät des Königs zu treffen: der edle Monarch setzte ihm wirklich eine Summe zu einer zweijährigen Reise aus. Damit war die Sache indeß noch nicht geschlossen. Der alte Witte erschien noch einmal bei mir, und erzählte, der obenerwähnte Beamte habe ihm die Gnadenbezeugung des Königs angezeigt, aber mit dem Beifügen: der junge Mann solle sofort abreisen, und durch die Ertheilung des Reisegeldes sey der Studiengehalt, den ihm der König ausgesetzt, und der noch für ein Jahr zu erheben war, zurückgenommen. Wieder verlangte er eine öffentliche Aeußerung von mir darüber. Ich zeigte denn die neue Wohlthat des Königs an, mit einer

Erinnerung an den jungen Witte, sich die nöthige Zeit zu der Vorbereitung zu nehmen, die eine wissenschaftliche Reise fordere. Es gelang ihm, die Frist dazu zu erhalten, woraus denn die Bewilligung der noch rückständigen Studienpension von selbst folgte.

Wahrscheinlich glaubten die Herren Witte nun, meiner nicht mehr benöthigt zu seyn, denn ich habe sie nicht wieder gesehn. —

Was die Persönlichkeit des Jünglings betrifft, so macht sie dem schöpferischen — Scharfsinn des Vaters Ehre. Er hat im 17ten Jahre einen ganz ausgebildeten, hohen und schlanken Wuchs, ein sehr einnehmendes, blühendes Gesicht, und ein verständiges, bescheidnes, aber festes Benehmen; nur eine gewisse Trübheit seines übrigens schönen Auges schien die an ihm verübte Künstelei anzuklagen, und auf künftige Folgen derselben zu deuten.

Siebenter Brief.

Ein Gegenstück zu dem im vorigen Briefe erzählten, echten Universitäts-Abentheuer, weiß ich Ihnen aus dem Jahre 1806 nicht aufzustellen. Berlin hatte damals noch keine Universität; aber daß es gleichwohl einen sehr hohen Rang in wissenschaftlicher Hinsicht besaß, gewissermaßen schon als die literarische Hauptstadt selbst im südlichen Deutschland betrachtet wurde, das zu beweisen, darf ich Sie nur an ein Paar Vorgänge erinnern.

Seit mehr als zwanzig Jahren hatte Gall zu Wien über seine Schädellehre nachgedacht, eine Menge Beweise gesammelt, und öffentliche Vorträge darüber gehalten, ohne daß sie ausserhalb Wien Aufsehn gemacht, ihm auswärtigen Ruhm erworben hätte. Als er mit seinem Systeme fertig zu seyn glaubte, kam er 1806 nach Berlin,

um dort Richter desselben zu finden, und die Celebrität zu erndten, zu der er sich berechtigt glaubte. Er fand was er suchte. Es bildeten sich schnell Zirkel, ihn zu hören; seine Lehre wurde öffentlich geprüft und beurtheilt; sobald es entschieden war, daß sie wissenschaftlichen Werth hatte, wurde er, vom Hofe an, überall mit der achtungsvollsten Auszeichnung behandelt, und in Berlin erlangte er die, durch ganz Europa hallende Berühmtheit, die weder seine Feinde, noch seine eigne späteren Fehlgriffe ihm bis jetzt haben entreißen können.

Aus einer andern Hauptstadt Süddeutschlands sandte, einige Monate später, der Akademiker Herr von Aretin, den eingeweihtesten seiner Jünger nach Berlin, um dort seiner angeblichen Mnemonik Ruf, und dadurch ihm anderwärts andre Vortheile zu erwerben. Es stellte sich zu Berlin ein Kreis

ausgezeichneter Gelehrten zusammen, um die neue Lehre unbefangen zu prüfen. Der Apostel legte eine Probe seiner Kunst ab; sie wurde unbedeutend gefunden. Vergebens verließ er nun bald hernach Deutschland und ging nach Petersburg: auch dort schon hatte man das in Berlin gefällte Urtheil gelesen, und die Gültigkeit desselben anerkannt. Ohne seinen Zweck irgendwo zu erreichen, kehrte der Sendling des Herrn von A r e t i n nach München zurück, weil er in Berlin zu leicht gefunden war.

Nehmen Sie hinzu, daß auch in Rücksicht auf schöne Literatur und Kunst, Berlin damals die entscheidende Stimme zugestanden wurde, und daß es anerkannt das erste Theater der Nation besaß, und Sie werden gestehen, es hatte starke Fortschritte zu einem Ziele gemacht, das —. Doch ohne mich dabei aufzuhalten, will ich Ihnen ein Paar

Ereignisse aus meinem gegenwärtigen Aufenthalte daselbst erzählen.

Im Sommer 1816 stand in mehreren Zeitungen: das Gerücht, der Doktor Schl. der einst Davoust herausgefordert, sey bei der Ueberfahrt, ich weiß nicht über welchen Strom, ertrunken, möge wohl absichtlich ausgesprengt seyn. Er lebe noch und auch seine Papiere seyen gerettet. Wahrscheinlich hörten Sie so gut als ich, diesen Namen zum erstenmale, und werden nicht haben errathen können, was man für Wichtigkeit auf seinen Besitzer und dessen Papiere lege? Die Ausforderung werden Sie für eine Prahlerei gehalten haben, da es sich wohl leicht erwarten ließ, der Maréchal de France werde sich nicht einem unbekannten Haudegen stellen, mit dem er nichts auszumachen hatte. — Einige Zeit nachher kam dieser Mann nach Berlin und lebte dort in sehr sichtbarer Dürftigkeit und

völlig unbeachtet. Eines Tages besuchte er mich: ein langer, magerer Mann, mit einem ernsthaften Gesicht voll dreister Ansprüche, aber in einem sehr abgetragenen Oberrocke. Er führte sich bei mir als ehemaliger Leibarzt des Erbprinzen von C. ein, und als Stifter von der Heirath desselben. Das heißt, er war Feldarzt bei dem C———schen Contingent gewesen, und will dem Prinzen einmal gesagt haben: »Ew. Durchlaucht sind ein schöner Mann; Sie sollten Ihr Glück bei der Prinzessin ——— versuchen.« Nachdem er mir hinlängliche Beweise von seiner Wichtigkeit gegeben zu haben glaubte, forderte er mich auf, eine hochtrabende Ankündigung, die er mir überreichte, drucken zu lassen, und zwar von einem »Plutarch lebender Diplomaten«; zugleich verhieß er mir sechs Louisd'ors Honorar für den Bogen, wenn ich ihm Beiträge dazu geben wollte. Er setzte hinzu, er werde

schon die nöthigen Maßregeln nehmen, daß der Druck so geheim als möglich geschehe, und vor Erscheinung des Buchs werde er sich nach England in Sicherheit begeben.

Ich hörte ihn eine Viertelstunde ruhig an, und da ich nun meinen Mann zu kennen glaubte, entließ ich ihn so höflich als möglich, hütete mich aber sehr, seine Ankündigung ins Publikum zu bringen. Er hatte sie indeß an ein Paar auswärtige Zeitungen gesandt, die sie ohne Bedenken aufnahmen, und sie that die Wirkung, die er nach meinem Vermuthen, beabsichtigte. Bald nachdem sie erschienen war, hörte ich, daß er in eine große Zahl sehr vornehmer Häuser zu Gaste geladen wurde; daß er aus ihnen Unterstützungen erhalten hätte, daß man sogar von einer Pension oder Anstellung spräche. Die bösen Deutler schrieben das der Furcht vor der skandalösen Chronik zu, die sein

Plutarch wahrscheinlich werden werde. Hatte diese Erklärung einigen Grund, so bin ich überzeugt, daß man sich sehr vergeblich gefürchtet hat. Dieser Mann ist schwerlich im Stande, eine lesbare Seite zu schreiben.

Ein Seitenstück zu dieser Erscheinung, gab die des prophetischen Bauers, Adam Müller. In meinem Leben habe ich keinen ungelenkigern, plumperen Gaukler gesehen. Das alte Berlin in dem zu leben ich einst stolz war, das von 1806, würde sich vielleicht zwei Tage mit der Untersuchung beschäftigt haben, ob er ein Verrückter oder ein Betrüger sey; das vom Jahre 1816 schwankte mehrere Wochen lang darüber, ob seinen Weissagungen Glauben beizumessen sey? Sie wurden gedruckt auf den Gassen zum Verkauf ausgerufen; Aufsätzen dagegen, die wider ihn sprachen, wurde nicht selten das Imprimatur versagt. Er wohnte mir gegenüber in dem Hause

eines Gichtelianers: als Augenzeuge kann ich Ihnen daher sagen, daß er alle Vormittage eine Menge Besuche von Leuten aller Stände erhielt, die sich seine Weisheit offenbaren ließen. Um Mittage wurde er oft in einer Kutsche in vornehme Häuser zum Essen abgeholt, und der Ueberrest jeden Tages war zuweilen schon eine Woche vorher von angesehenen Familien in Beschlag genommen, die den großen Mann doch auch sehen, ihn auch traktiren wollten. Endlich — endlich — endlich hatte seine plumpe Einfalt denn doch den Zauber gelößt; er trat wohlbeschenkt von der glaubenvollen Frömmigkeit Vieler, den gewiesenen Rückweg an.

Keine Parallelen, mein Herr, keine Parallelen! Oder man wird Sie boshaft nennen.

Achter Brief.

Ehe ich Ihre Frage: Ob es denn wirklich mit dem Mystizismus, der unser Jahrzehend zum Spott des nächsten machen wird, in Nord-Deutschland Ernst sey? beantworte, glaub' ich die Besorgniß, mit der Sie es thun, zur Ruhe sprechen zu müssen. Glauben Sie mir: es hat für die Zukunft nicht viel zu bedeuten. Bei den ungeheuren Begebenheiten die sich in ihm zutrugen, ist es dem Zeitalter ergangen wie nervenschwachen Personen, wenn sie ein Schrecken überrascht: es ist halb ohnmächtig in die Knie gesunken, sonst nichts. Freilich versichern eine Menge Zwerge, weil sie sich ihm ungewachsen fühlen: jetzt hab' es erst die wahre natürliche Höhe; aber es wird sich schon wieder erheben, wird dann auf die verrathene Schwäche mit Beschämung zurück-

sehn, und desto aufgerichteter seinen Weg fortsetzen.

Daß übrigens die gewaltsamen Erschütterungen die Norddeutschen, und vorzüglich die Berliner gerade auf diesen Irrweg scheuchten, hat Schiller verschuldet. Der Mann trank und verschenkte wohlgemuth Scheidewasser, weil es seiner heroischen Konstitution nicht schaden konnte; aber die schwache Menge die sich bei ihm berauschte, hat sich die Eingeweide verbrannt. Die mystischen Dinge, mit denen er seine Jungfrau von Orleans und die Braut von Messina ausstattete, schienen und waren ihm nichts, als eine neue Art von poetischen Motiven; hätte er voraussehen können, — oder denen geglaubt, die es öffentlich voraussagten, welche Folgen sie haben würden: er war ein so edler Mensch, daß ich überzeugt bin, er hätte jenem Schmuck, so viel poetische Wir-

kung er thun mußte, entsagt. Aber es geht den Geistern seiner Art mit dem großen Haufen, wie es einem sehr starken Mann gehen könnte, der mit einem sehr schwachen scherzend ränge, und wenn er ihm nur einen leichten Schwung zu geben glaubte, ihn sinnlos zu Boden stürzen sähe. Eine Menge von charakterlosen Nachahmern *) sahen bald den

*) Leider nicht blos unbedeutende. Der dichterischeste Kopf vielleicht den Deutschland jetzt besitzt, Fouqué, versichert in der Vorrede zu seinem „Zauberringe", ehe er das Buch zu schreiben angefangen, habe er auf's inbrünstigste gebetet, und das Beste was dieses Zaubermährchen enthalte, sey ihm von Oben her gekommen. —

Er schilt dabei auf diejenigen, die darüber lachen würden, und meynt, sie müßten wohl den Namen Gottes nicht leiden können. Da hat er doch großes Unrecht. Ich gestehe, auch ich habe bei dieser Vorrede laut aufgelacht; aber ich bin doch zu religiös, das Beten jemals zu einer dekorirenden Vorbereitung der Leser bei einem Mährchen zu mißbrauchen.. Herrn von Fouqué's Zauberring hab' ich übrigens mit Genuß gelesen.

Mystizismus für die wahre Poesie an. So glich dann bald die deutsche Poesie der reizenden Ophelie, wenn sie der Wahnsinn mit der Strohkrone geputzt hat. Ihre Bewunderer ahmten den Schmuck als geschmackvolle Mode nach, trugen den poetischen Mystizismus der Bühne ins Leben hinüber, als — grassen Aberglauben. — Man hat oft darüber gestritten, ob es recht sey, heilige Dinge auf der Bühne darzustellen. Darüber möchte ich nicht entscheiden wollen, daß aber der große Haufen sich seine Begriffe von Heiligkeit zuweilen von der Bühne holt, hat die Erfahrung gelehrt. Als mir der Dichter Werner vor zwölf Jahren seine »Weihe der Kraft» zur Durchsicht brachte, fragte ich ihn: ob er denn wirklich die mystischen Dinge darin für wahr hielte? Er antwortete mir: »Er glaube, die würden eine vortheilhafte poetische Wirkung thun.» Im

Jahr 1816 brachte mir ein junger Theolog in Berlin ein Paar Weihnachtslieder für Kinder, worin der Satanas als gar mächtig geschildert wurde. Ich fragte auch ihn: Glauben Sie das? und er erwiederte mit andächtiger Erhebung: »Ja wohl!" Ich wüßte Ihnen kein erschöpfenderes Merkzeichen zu geben, welches Weges der Unfug daherschritt.

Aus der angedeuteten Entstehungsart des Mystizismus folgte aber unausbleiblich, daß diejenige Stadt, die sich am meisten mit der Aesthetik beschäftigte und die beste Bühne hatte, auch am lebhaftesten von jener Wirkung ergriffen werden mußte. Es traten Ereignisse ein, in welchen man sich von der eignen Kraft verlassen, in eine fremde Gewalt dahin gegeben sah. In solcher Lage blickt der menschliche Geist unwillkührlich ins Ueberirdische nach Rettung hin; oder mit Schillers Worten: »der Glaube greift

vertrauend in die — Wolken.“ Eine im Dunkeln immer zum Bösen thätige Partei benutzte eifrig diese Stimmung, und so verbreitete sie sich schnell und weit.

Die Punkte, von denen diese Stralen der Finsterniß noch jetzt in Berlin ausgehn, sind leider! die Kanzel und die Bühne. Ein katholischer Geistlicher, ein heller Kopf, kam eines Tages aus der Predigt eines sehr beliebten Protestanten voll Erstaunen zu mir, und versicherte mich, er habe Dinge gehört, die kein vernünftiger Kanzelredner seiner Konfession, der auf seinen Ruf hielte, mehr vorzubringen wagen würde.

Das Beste dabei ist noch, daß die Herren ihr Wesen doch mit einer Art innerer Beschämung zu treiben scheinen, sich nicht recht dazu bekennen mögen. Einem von ihnen, der durch seine Schriften auswärts für einen äußerst verständigen Mann gilt, wegen seiner

Predigten aber in Berlin selbst zu den Heiligkeitlern — Nachsicht für das Wort! — gerechnet wird, erzählte ich den obenerwähnten Vorgang mit dem jungen Theologen. Er zuckte die Achseln und erwiederte: »Wie kann man sich darüber wundern, da er —— (hier nannte er einen andern, der auswärts für einen recht gründlichen Philosophen gehalten wird,) nicht nur solche Dinge predigt, sondern so graß-pietistische Lieder singen läßt, daß selbst die Herrnhuter sie aus ihren Gesangbüchern entfernt haben.« — Dieser andere wiederum, als man ihn wegen einiger der frömmelndsten Stellen einer Predigt fragte, soll in die krausen Phrasen einen philosophischen Sinn hinein erklärt haben. — Den Abweg aber, den man wider besser Wissen wandelt, verläßt man sobald er nicht mehr Mode ist.

Die Bühne wird sich wohl am ersten dazu

verstehen müssen, da in Rücksicht dieser die Stimme der Lacher, das heißt hier unbedingt, der Vernünftigen, sich lauter erheben kann. Während meines Aufenthalts in Berlin, wollte man das Publikum verleiten an Calderone's »standhaftem Prinzen," Gefallen zu finden, einem Stücke das mehr ascetischen Unsinn enthalten mag, als irgend eine der verrufensten Kapuziner-Predigten. Der Held des Stückes verhungert lieber, als daß er zugeben sollte, daß der Befehl seines Königs ausgeführt, und Ceuta den Marokkanern wiedergegeben werde; nicht weil die Stadt für sein Vaterland wichtig ist, sondern weil einmal Christen darin wohnten, und also das Einziehen der Muhamedaner sie entweihen und verunreinigen würde. Diesen Regulus des Fanatismus und den echt-muhamedanischen Satz, daß Andersglaubende unrein sind, fand die heilige Schaar zu

Berlin erhaben-christlich; ja, einer aus ihr erklärte in der Zeitung alle Nichtchristen für unwerth, das Stück zu sehn.*) Geistvollere Antworten blieben nicht aus; wohl aber die Zuschauer bei folgenden Vorstellungen, und »der standhafte Prinz« mußte sich allmählig in die Dunkelheit zurückziehn.

Sie würden dem übrigen Deutschland, selbst einem großen Theil des katholischen, Unrecht thun, wenn Sie von Berlin auf jenes schließen wollten. Berlin scheint allmählig wieder in dasselbe Verhältniß zu treten, in dem es zur Zeit des Religionsediktes der vorigen Regierung stand, seinen Vorrang in Rücksicht der Freiheit und der Kraft des Geistes zu verlieren, — und zwar großentheils weil die poetischen und fanatischen

*) Man erzählte, doch weiß ichs nicht gewiß, der überheilige Christ, der das that, sey ein reichgewordener Proviant-Kommissär gewesen.

Mystiker der Literatur, diese größeste Stadt des nördlichen Deutschlands, für den besten Sammelpunkt für sich ansehen mögen, und Leute finden, die sich von ihnen führen lassen. In allen andern bedeutenden Städten, die ich besuchte, oder aus Korrespondenznachrichten beurtheilen konnte, ist man ziemlich gleichgültig gegen das mystische Unwesen. Man sieht und hört die wandernden Apostel desselben, wie ihre Werke, neugierig an, und — läßt ihren Werth auf sich beruhen. Höchstens traktirt man sie und führt sie in Gesellschaften umher, um sich mit ihnen zu vergnügen.

Neunter Brief.

Ueber wenig Gegenstände in Berlin, habe ich Ihnen so viel Unangenehmes zu sagen, als über den Tempel des erfreuenden, erhebenden Geistesgenusses, über das Theater. Es ist gesunken, sehr gesunken gegen das, was es im Jahre 1806 war: nicht durch Mangel an Fond's, denn der König, dessen großgesinntem Geiste und menschenfreundlichen Herzen die Vergnügungen seines Volkes wichtig sind, hilft immer, und ohne bestimmtes Maß, den Lücken der Theaterkasse ab; — auch nicht aus Mangel an glänzenden Talenten: denn hätte die Bühne dergleichen nicht, so hat sie Deutschland doch. Sie würden, wäre alles wie es war, sich bald in Berlin zusammenfinden, und sich dort entfalten, wenn sie noch nicht ganz gebildet einträfen.

Die wahre Quelle ist der unsichere und einseitige Geschmack der Direktion, die Beschränktheit und kritische Unreife der Ansichten, nach denen sie verfährt; endlich auch ihr Verhältniß zum Publikum, das sie über die Rücksichten auf die Gunst desselben hinwegsetzt.

Der jetzige Direktor — das heißt, der General-Intendant der königlichen Schauspiele, Kammerherr Graf von Brühl, — hat sich in seiner Jugend, vorzüglich in Weimar, in mancher schönen Kunst bis zum ausübenden Dilettanten gebildet. So ausgestattet, hatte er den Muth, an eine Stelle zu treten, welche nach einander der tiefste und geschmackvollste Kunstrichter, den Deutschland nach Lessing besaß, und einer der größesten und erfahrensten Künstler, auf die es jemals stolz gewesen ist, eine bedeutende Reihe von Jahren eingenommen hatten; an die Spitze der Bühne, die Engel und

Iffland geschaffen; dem Publikum gegenüber, dessen Geschmack sie gebildet hatten. Kein Wunder, daß er sich schnell gezwungen sah, da er das Rechte nicht in seiner Gewalt hatte, zu den Nothhülfen zu greifen, wodurch man die Abwesenheit desselben zuweilen auf eine Zeitlang verstecken kann. Ausser Stande die Lücken des Personals mit von ihm selbst gebildeten Künstlern zu füllen, oder den auswärtigen die er berief, eine solche Richtung zu geben, daß ihre Leistungen Einheit mit denjenigen der ältern Künstler gewönnen, wählte er meistentheils unter den letztern solche, die seinem Geschmacke, das heißt der Weimarischen Deklamations-Manier entsprachen, und ließ sie diese fortüben. So war es denn, als ich die Bühne wiedersah, dahin gekommen, daß beinahe kein Schau- oder Trauerspiel mit einiger Einheit dargestellt werden konnte. Neben solchen die,

aus Engels Schule her, den höchsten Werth darauf legten, Allem die ausdrucksvollste Gefühls- und Sinns-Accentuation zu geben, sprachen andere die nur wohllautend zu deklamiren suchten; und indeß einige Personen auf der Bühne, nach dem richtigsten Mienenspiel selbst in kleinen Zügen strebten, ergriffen andere jeden Anlaß, paradirende Attitüden zu machen u. s. w. Das Mißvergnügen des Publikums, vielleicht auch das eigne Gefühl der Unmöglichkeit, auf diesem Wege mit dem was früher geleistet worden, zu wetteifern, führte nun zu dem gewöhnlichen Auswege, durch neue prachtvolle Dekorationen anzulocken, und recht viel Opern zu geben. — Aber die Kritiker! Nun ein Paar von ihnen erhielten, sagt man, Freibillets (die sie wirklich annahmen!) und wurden zu Tische gebeten. In Rücksicht der andern wurde, hieß es, eine strenge Zensur bewirkt,

ja, man sprach sogar von einem Befehl, kein Stück eher zu beurtheilen, als bis es zweimal aufgeführt worden. Da das Publikum indeß an eine öffentliche Kritik gewöhnt war, so besorgte die Direktion selbst ein »Dramaturgisches Wochenblatt.» Es wurde im eigentlichsten Sinne auf ihre Kosten gedruckt, da es Niemand las. Ein Paar Schullehrer schreiben es, die von ihr einen Gehalt beziehn für den Unterricht angehender Schauspielerinnen und für Rathschläge, wo man deren zu bedürfen glaubt. Den Charakter dieses Blattes können Sie errathen. — Die Beurtheiler im Parterre in Schranken zu halten, ist die Sorge der Polizei; und eine bleibende Einnahme zu sichern, sind wieder andere Zwangsanstalten getroffen. Ueberhaupt spielt der Herr Graf gegen das Publikum, den Vornehmen und den Finanzier auf mannigfache Weise.

Ueber die Lage in welcher sich dieses gegen die Bühne befindet, mag Ihnen ein Aufsatz Nachricht ertheilen, den ich im Anfange dieses Jahres zu Berlin selbst, schrieb; aber auch die Geschichte dieses Aufsatzes scheint mir nicht überflüssig. Sie öffnet mancherlei Ansichten.

Sie wissen, daß ich vom Herbst 1802 bis dahin 1806 in Berlin eine Theater-Chronik redigirte, in welcher täglich über die Darstellung des vorigen Abends eine so viel möglich genaue und gerechte Beurtheilung gegeben wurde. Iffland war anfangs über die Chronik sehr erbittert, aber da er den Gang derselben sich immer gleich und unparteiisch fand, und mich selbst hinlänglich kennen lernte, um mir reine Absichten zuzutrauen, gab er mir viele Beweise, daß er Werth auf die Urtheile jener Chronik legte. Das Publikum war gegen sie, so lange sie

dauerte, von einem Zeitungstage zum andern getheilt, aber als sie, bald nach meiner Entfernung, aufhörte, vereinigten sich so ziemlich alle Parteien in der Anerkennung, daß sie sehr nützlich gewirkt hatte.

Im Sommer 1816 drangen viele, Freunde und Fremde, in mich, diese Chronik wieder anzufangen. Nur schwer entschloß ich mich dazu, da mir, ich muß es Ihnen nur gestehen, die Schauspielkunst sehr selten Genuß gewährt. Als ich es endlich (im alten Freimüthigen,) that, verstand es sich von selbst, daß oft Rügen, — schonend und fein, wie sichs gebührt, — einfließen mußten. Nach jeder etwas bedeutendern erhielt ich von dem Herrn Grafen einen sehr höflichen Brief, oder er sandte bald seinen Sekretär, bald den Regisseur zu mir, um das Gerügte zu rechtfertigen oder zu entschuldigen. Ich nahm das eben so höflich an, ohne je eine schrift-

liche Antwort zu geben, oder einen Gegenbesuch zu machen: das hätte wahrscheinlich verbindlichere Verhältnisse eingeleitet, als zwischen den Beurtheilten und dem Beurtheiler Statt haben können, ohne Einfluß auf das Urtheil zu haben: eine Rücksicht, die mich schon früher abgehalten hatte, von meinem Freunde Iffland den freien Eintritt anzunehmen. Da meine Rügen indeß manche gute Wirkung zeigten, forderte man mich von mehrern Seiten auf, mein Wort, »der Theaterrezensent sey der Anwald des Publikums von der Bühne«, auch dadurch wahr zu machen, daß ich die Beschwerden desselben über die unbequemen Einrichtungen des Hauses u. s. w. zur Sprache brächte. Ich schrieb den folgenden Aufsatz; er wurde für den »alten Freimüthigen« abgesetzt, und vom Zensor politischer Schriften, — vom Anfang bis zum Ende, — durchstrichen. Welche

auswärtige Macht der Erde Anstoß daran nehmen könnte, daß ich die Lage des Theaterbureaus zu Berlin unbequem fand, mögen Sie errathen; ich weiß es nicht. Man rieth mir, bei dem Staatskanzler zu klagen: das schien mir nicht der Mühe werth, da mir die Bühne und der Aufenthalt in Berlin nicht wichtig waren. Oder wollen Sie darin eine Art von Rache sehn, daß ich dem Vorgang seine erste, vielsagende Gestalt nicht mochte verkümmern lassen? — so hab' ich nicht viel dagegen einzuwenden. Nun aber schloß ich auch mit der Bühne ab, gab meinem Widerwillen nach, und bin nachher nicht sechsmal mehr im Schauspielhause gewesen.

„Die Schaubühne. — Eine bloße Erdichtung, aus den Papieren eines Kritikers und dem Tagebuche eines Reisenden.“

»Im Kampfe gegen den Verfall unserer Bühne, hat sich hie und da öfter ein Sehnen

nach einer sogenannten Kunstbühne verneh-men lassen, nach einer solchen, wo man all-gemeine Versuche anstellen wollte. Die dra-matischen Dichtungen aller Zeiten und aller Völker sollten da in den verschiedenartigsten Formen vorüberwandern: die Masken und Kothurnen der Griechen und Römer, wie der Policinello der Italiener, die mystischen Mo-ralitäten der Spanier, wie die Possen des Hanns Sachse. Man versprach sich davon großes Gedeihen und Ergötzen, und eine reiche Ernte zum Heil und Frommen der Kunst. Vor einem auserwählten, richtenden Publikum sollten alle Höhen der Poesie sich offenbaren, und alle Ideale des Schönen soll-ten auf die Bretter herab beschworen wer-den: Träume, würdig eines Kunstjüngers, der noch dasteht, wie Herkules am Scheide-wege, und nicht weiß, wem er den Kranz zuwerfen soll. Wem die Kunst, die wahre,

sich nur in leisen Ahnungen vertraut hat, kann unmöglich zu solchen Seltsamkeiten sich verirren. Eine allgemeine Kunstbühne kann es so wenig geben, als Eine allgemeine Nation.»

»Den höchsten Rang und die eigentliche Würde des Schauspiels muß die Nationalbühne bewahren. Wir haben leider der Klagen, und zwar der gerechten Klagen nur zu viele: die von der Schwäche und der Unvollkommenheit der Nationalbühnen sagen. Sie sind häufig nicht von einem edlern Zwecke ausgehende, edlere Unterhaltungsanstalten, sondern ein trauriger Luxusartikel der Städte; nicht selten eine laute Verkündigung der Thorheit, und eine öffentliche Ausstellung der Geschmacklosigkeit. Die Gewinnlust hat die Bühnen dem Haufen unterthan gemacht, und jetzt kann das zufällige Aufwachen zu hellern Augenblicken, die Fesseln derselben nicht mehr

abschütteln. Habsucht und Intrigue, Geschmacklosigkeit und Bequemlichkeit sind die verderblichen Gestirne, unter deren Einflusse die Bühnen stehen. In wiefern es ein glücklicher Ausweg ist, die Direktion dieser öffentlichen Bildungsanstalten zu einer Hofcharge zu machen, —»

Das war mir doch zu arg durcheinander. Ich warf das Blatt auf den Tisch und murmelte vor mich hin: »Bildungsanstalt, Hofcharge. Hofcharge, Bildungsanstalt! Ja, ja! Ich bin wieder in Deutschland und dort

Lehren lehrend Gelehrte die Lehrenden
lehrreich das Lehren!

Glaubte ich dabei in die Schule zu gehn, ich besuchte die Iphigenia so wenig als die Dorfsängerinnen, weder Lear noch die Kleinstädter. — Doch heute giebt man ja Armide!

Ich klingelte und befahl meinem Bedien-

ten, mir ein Logen- oder Parket-Billet zu holen, aber sich zu beeilen, da ich in einer halben Stunde einen offiziellen Besuch zu machen hatte. Er versicherte mich, er könne vor einer Stunde nicht wieder da seyn: das Ober-Intendantur-Büreau liege fast am äussersten Rande der Stadt. »So geh in ein Unterbüreau. Die Bewohner der weitläuftigen Stadt, die eine halbe Meile lang und eben so breit ist, werden doch wohl nicht alle an einen Ort hinwallfahrten müssen, wenn sie an einem andern sitzen wollen?« — Der Wirth, der eben hereintrat, belehrte mich, es gebe keine Nebenbüreaux. „Aber warum ist denn das einzige Büreau in einer so abgelegenen Gegend?" Der Herr Oberintendant, antwortete er, wollen den Verkauf in ihrem Hause haben; und da es vermüthlich in jener Gegend stiller ist und reinere Luft giebt —

»So wallfahrtet der Berg zum Mohamet! Die Bequemlichkeit des Publikums—»

Je nun, das Publikum! — sagte der Wirth. Aber Sie werden ohnehin schwerlich ein Billet bekommen. Bei beliebten Stücken sind alle Logen und Sitzplätze schon zwei Tage vorher verkauft.

»So schaffen Sie mir ein Billet zu irgend einem andern Theater.»

Wir haben nur eins.

»Nur Eins, in einer Stadt die dreimal so viel Einwohner hat als München, wo zwei Theater sind!» *)

---

*) Sehr laut und häufig ist in Berlin der Wunsch öffentlich geäußert worden, ein zweites Theater zu besitzen; dann wurde wohl geantwortet, es seyen ja zwei da, die Opern- und die Schaubühne. Das heißt, eine und dieselbe Gesellschaft singt oder spielt dieselben Stücke, bald in dem Opern-, bald im Schauspielhause. Geschah das Erste, so gab das Anlaß, das Abonnement zu suspendiren, und höhere Eintrittspreise zu for-

Ach, oft ist das Eine halbleer.

»Das muß man schlau anfangen, da für andere Abende alle Billets so frühe verkauft sind.«

Das Publikum zeigt oft eine sehr große Widerspenstigkeit gegen die Bemühungen es zu bilden, oder eine unverzeihliche Gleichgültigkeit gegen die Versuche in alten Stükken die es vortrefflich geben sah, Anfänger ihre Schule machen zu lassen. Gäbe es vollends ein zweites und drittes Theater, das um seine Gunst wetteiferte, so wäre es gar nicht mehr zu lenken.

»Das Publikum widerspenstig! Das Pu-

dern. — Diese Art der Abwechselung, indem man dieselben Sachen erhält, hat mich oft an einen gewissen alten hypochondrischen Kaufmann zu R. erinnert, der seine Frau und Töchter zwang, mit ihm das Haus zu hüten; aber zuweilen gewährte er ihnen doch eine Abwechselung: er ließ den Kaffeetisch, der gewöhnlich vor dem Sopha stand, am Fenster decken.

blikum lenken, im Theater lenken! Wissen Sie wohl, Herr Wirth, daß mir Ihre Worte gar nicht gefallen. Ich gehöre auch zum Publikum, und zwar zu dem längst erwachsenen. Wenn ich wo hingehe, um ein Vergnügen zu genießen, will ich nicht, daß man sich's herausnehme, dabei an meiner Bildung arbeiten, oder gar mich lenken zu wollen; und mein Mißfallen, wo ich Langeweile habe, ist keine Widerspenstigkeit. — So viel ich verstehe, schwankt also der größeste Theil des hiesigen Publikums, in Rücksicht seiner einzigen Bühne, immer zwischen der Unmöglichkeit, es zu genießen, weil das Haus zu klein ist, und dem Widerwillen, hinein zu gehn, weil man darin Schule spielt. Aber dabei muß die Kasse sich schlecht stehn. Wie kann die Bühne sich erhalten?"

Sie genießt sehr großmüthiger Zuschüsse, wenn sie Lücken hat, —

»Das thut mir leid! Ohne diese nähme man gefälligere Maßregeln, und würde Ueberschuß haben, statt Zuschuß zu bedürfen.»

— Dann giebt es auch Auswege. Haben einige romantisch-erhabene Stücke oder eine Reihe Uebungen, die Kasse leer gelassen, so giebt man denn wieder eine Zeitlang Stücke, die der Nichtbildung gehören und gar keine Kunst erfordern. Dann kommen alle hinein, die den Bildungsbestrebungen aus dem Wege gehn.

»So scheint mir aber mehr für das Verderbniß, als für die Besserung gewirkt zu werden. — Doch lassen wir das! Ich bin einmal daran gewöhnt, das Theater zu besuchen: besorgen Sie mir ein Abonnement für die zwei Monate meines Aufenthalts.»

Zwei Monat? Das geht nicht. Sie müssen sich auf ein Jahr verbindlich machen, oder Sie erhalten kein Abonnement.

»Aber ich bleibe nur zwei Monat hier!«

Was geht das uns an! Man muß doch sicher seyn, daß man auch für die Vorstellungen, die Niemand sehn mag, etwas erhält.

»Aber sagen Sie, was macht denn das Publikum an solchen Abenden, an denen es nicht sehen mag oder kann?«

Je nun, das Publikum! Es trinkt Theewasser.

»Das verträgt mein Magen nicht.«

Es spielt.

»Das mag ich nicht.«

Es veranstaltet Soupeesfins.

»Das schickt sich nicht mehr für mich.«

Für Ihren heutigen Abend kann ich aushelfen. Ich habe zufällig ein Parket-Billet liegen.

»Wie viel unnütze Worte hätten wir beide erspart, hätten Sie das gleich gesagt!«

Also ich ging ins Theater; genau auf den Glockenschlag. Unglücklicher Weise zeigte mein Billet mir einen Platz mitten vor der Bühne an. Ich sah keine Möglichkeit, dahin zu gelangen, da die Sitze bis dahin schon gefüllt waren, und sich kein Raum zum Durchgehen zeigte. Man stand indeß auf und ich fing an mich durchzudrängen. Guter Himmel, das war schwer! Ich verlor ein halbes Dutzend Knöpfe dabei, und jeden Augenblick schrie eine Dame, der ich auf das Füßchen getreten hatte. Endlich stand ich vor meiner Nummer. Aber die Entfernung der Armlehnen scheint auf schlanke Jünglinge berechnet, und ich bin ein etwas starker Mann. Ich zwängte mich hinein, stemmte beide Ellenbogen so weit als möglich auf den Bauch und erwartete mein Schicksal. Der zu nahe Vordersitz drückte mir die Kniee schmerzlich. Ich streckte die Beine aus: da trat man mir auf

die Zehen und murrte. Ich stützte jeden Fuß auf den Hacken in die Höhe, damit er weniger Raum einnähme.

So verschmerzte ich den ersten Aufzug, aber nun eilte ich hinaus; ob ich gleich dabei verlor, was noch an Rock und Weste von Knöpfen zu verlieren war. Es glückte mir, an der Kasse noch ein Billet auf eine Loge von acht Personen zu erhalten, in der erst sieben saßen. Das hatte indeß seinen guten Grund. Schon die Fünfte konnte nichts mehr sehen. Wenigstens hatte ich Raum, zu hören. Ich setzte mich ruhig hin, machte die Augen zu, und dachte mir das Spiel der Sprechenden. Im Zwischenakt stand einer der vorne Sitzenden auf: ich nahm die Gelegenheit wahr, das Publikum zu betrachten. —

Welche Freude! Im Parterre, nahe an der Thüre, stand mein Freund R. den ich seit

zehn Jahren nicht gesehen, den ich gar nicht in —— vermuthete, mit dem ich so dringende, wichtige Sachen zu besprechen habe. — Ich stürze hinaus, reiße dem Logenschließer eine Contremarke aus der Hand, und fort zum Parterre. Der Thürsteher verweigert mir den Eintritt. Ich zeige meine Marke vom theuersten Platze vor: er bleibt bei der Weigerung. Ich betheure, daß ich mich nur einen Augenblick aufhalten wolle: er ist unerschütterlich.

Ich gehe nach Hause, und treffe Anstalten, die Wohnung meines Freundes zu erforschen. Am andern Morgen um 9 Uhr meldet mir der Wirth sie, aber zugleich, daß mein Freund um 8 Uhr abgereist ist.

»Herr Wirth!" rufe ich aus, da der Zorn nicht seine Worte wählt; »Herr Wirth! Nicht eine Bildungs-, eine Zwangsanstalt für das Publikum —"

Je nun, das Publikum! Se. Erzellenze finden es zur Erhaltung der Ordnung bequem. —

»Schicken Sie mir meine Rechnung! Ich ziehe aus! Ihr »Je nun" ist mir unerträglich; und wenn ich wieder einen Fuß ins Schauspiel setze — doch ich will nichts verschwören. Morgen spielt ja Mdme. Dev —."

Zehnter Brief.

Sie fragen mich: wie es möglich war, daß man diesem Aufsatze, der doch nur offenkundige Thatsachen enthält, deren Wahrheit oder Unwahrheit an Ort und Stelle gleich ausgemittelt werden könnte, und die der anwesende Erzähler zu vertreten hatte, das Imprimatur verweigern konnte? Mich über-

raschte es nicht mehr: ich hatte schon bedeutendere Erfahrungen darüber gemacht, wie man zu Berlin zensire. Ich will sie Ihnen nackt aufstellen, und mich dabei, ruhig und unbefangen, aller Reflexionen enthalten. Die Wichtigkeit der Preßfreiheit bedarf ohnehin keiner Erörterung mehr. Nur eine Bemerkung vorher: die Beweise für alles was ich erzähle, sind in meinen Händen.

Als ich im Sommer 1816 ankündigte, daß ich den alten Freimüthigen fortsetzen wolle, ließ einer meiner Freunde eine Empfehlung des Unternehmens in die Haude und Spenersche Zeitung rücken. Sie erhielt zwar das Imprimatur, aber der Zensor, Herr Legationsrath Renfner strich dabei folgende Worte aus: »Auch zur Feststellung und Verbreitung richtiger politischer Ansichten und zur Weckung patriotischen Sinnes, hat Merkel

rühmlich gewirkt." Der Verfasser selbst meldete und bewies mir das. Im ersten Gefühl des Unwillens wollte ich zum Zensor gehn und ihn befragen: was ihn berechtige, mir ein Zeugniß meines Patriotismus, das heißt, meiner Rechtlichkeit, zu rauben? Ihn, der dem Staate für Besoldung und Auszeichnungen diene; — mir, der ich im Jahr 1806 aus Patriotismus eben diesem Staat ohne Ersatz und freiwillig, mein ganzes Vermögen und, was mehr ist, alle meine Lebensverhältnisse opferte; der ich den schriftstellerischen Kampf für denselben, noch ausserhalb seinen Gränzen bis zum Tilsiter Frieden fortsetzte; der ich im Jahr 1812 und 1813 der erste Deutsche Schriftsteller war, der die Deutschen zur Erhebung gegen den Usurpator aufrief — —. Bei kälterer Erwägung fand ich indeß, daß ein Zwist mit diesem Zensor gleich zum Anfange, ihn doch schwerlich auf

andere Gesinnungen bringen, noch mir einen andern, gewogenern verschaffen würde; wohl aber könnte er denjenigen, der den Beweis der Ungebühr hergegeben, übel kompromittiren. Konnte ich aber nicht öffentlich gegen ihn sprechen: an der Berichtigung des Privat-Urtheils, das dieser Herr Renfner über mich fällte, konnte mir nichts liegen. Ich machte ihm einen Besuch, bei dem ich ihn ganz ruhig fragte, nach welchen Ansichten er jetzt zensire? und hinzusetzte: »Ich wünsche nicht, gegen irgend eine politische Rücksicht zu verstoßen; ich sähe mich jetzt als Fremder an, dem der Gang der preußischen Angelegenheiten ganz gleichgültig sey." In meinem Blatte selbst ergriff ich ein Paar Anlässe, öffentlich daran zu erinnern, was ich ehemals in Berlin gewesen und geleistet habe. Seitdem schien der gestrenge Mann seine Gesinnungen zu mildern. Zwar machte

er noch von Zeit zu Zeit Aenderungen beim Zensiren, die mir unbeschreiblich belachenswerth schienen, *) bald aber schrieb er ein Billet an den Drucker, worin er diesen aufforderte, ihm das Blatt nur dann zu schikken, wenn ein politischer Aufsatz darin stände; und ein zweites, an den Verleger, worin er sich ein Freiexemplar erbat. Späterhin erwachte sein Eifer aber wieder, und vermuthlich weil er einen Verweis befürchtete, klagte er über mich beim Staatskanzler, was denn ein Schreiben desselben an mich bewirkte, worin mir vorgeschrieben wurde, jede politische Nachricht der Zensur des Herrn R. zu unterwerfen. Das war ohnehin geschehn: aber ich ließ ihm von nun an jede Nr. zu-

*) So strich er einmal aus einer Nachricht die Worte: „Gemahlin des Prinz-Regenten von England" weg, und setzte hin: Prinzessin von Wales.

schicken. Da die Polizei wiederum jede nicht politische Nachricht zensirte, so stand mein Blatt unter einer doppelten Zensur; das heißt, es ging ihm wie dem Mann in der Aesopischen Fabel, der zwei Frauen hatte, von denen ihm die eine die grauen Haare, die andere die schwarzen ausraufte. Ich hätte eine wahre Manie haben müssen, in Berlin etwas drucken zu lassen, wenn mir in dieser Lage nicht die Lust dazu entgangen wäre: aber es kamen noch andere Umstände hinzu, die mir das völlig verleideten.

Giebt es irgend eine Wissenschaft, in welcher das literarische Lumpensammeln, besonders in historischer Rücksicht, läppisch ist, so ist es die Jurisprudenz. In dieser kommt es ja nur auf richtige philosophische Begriffe vom Recht, und auf die dem Lande, in welchem sie gelten sollen, angemessene Eigenthümlichkeit der Gesetze an: welche Wichtig-

keit kann es aber haben, noch nicht gekannte Abschriften von bekannten Gesetzen zu finden, die vor anderthalb tausend Jahren in einem fremden Lande galten? Indeß hatte ein Leipziger Gelehrter in der dortigen Lit. Zeit. es als eine ausserordentliche Merkwürdigkeit ausgerufen, daß ein Berlinischer Gelehrter in Verona solche Schriften gefunden, und ein Paar Blätter davon, (deren Inhalt obendrein keinen zusammenhängenden Sinn gab) an einen Dritten eingesandt habe. Ich spottete darüber, und eingedenk des Unfugs, der sonst oft auf Bibliotheken getrieben worden, rügte ich, daß der Sächsische Gelehrte nicht hinzugesetzt habe, wer dem Berlinischen die Erlaubniß ertheilt, die Blätter mitzunehmen, »denn ohne Erlaubniß sey es gewiß nicht geschehen.« Klar und deutlich ist es, daß hierin keine Beschuldigung liegt: aber ein Berlinischer Professor,

derselbe der in der Sache des jungen Witte so geschäftig war, suchte gerade Ruhm in solchen sogenannten Forschungen, und giebt sogar eine eigne Zeitschrift heraus, die ihnen gewidmet ist. Dieser wandte sich an denselben Oberbeamten, von dem bei Gelegenheit des Herrn Witte gesprochen wurde, und stellte ihm, da der Berlinische Gelehrte ein Staatsamt bekleidet, meine Aeußerung als eine Beleidigung des Preußischen Staates dar. Sie werden gestehen, das war stark. Ich lachte laut auf; aber Herr von —— glaubte dem Herrn de S———, und erließ ein Reskript an mich, worin er mich belehrte, in der Zeitschrift des Herrn de S——— stehe ausdrücklich, nicht die Original-Blätter, sondern nur Abschriften davon seyen aus Verona eingesandt worden, — dann aber mir vorschrieb, in die nächste Nummer eine Berichtigung einzurücken, welche der Herr

de S——— wahrscheinlich aufgesetzt hatte, und die mehrere sehr beleidigende Ausdrücke gegen mich, enthielt. Meine Rechtfertigung lag nahe: die Schreibereien des Herrn de S——— zu lesen, war mir meine Zeit zu lieb: ich hatte sie nicht einmal gesehn. In der Leipz. Lit. Zeit. aber, auf die ich mich bezogen hatte, stand kein Wort von einer Abschrift, sondern es war durchaus gesprochen, wie nur von den Originalen selbst geschehen konnte, und die konnte Herr R. doch nicht eingesandt haben, wenn er sie nicht mitgenommen hatte. Daß es aber »gewiß nicht ohne Erlaubniß geschehen sey," hatte ich übrigens selbst gesagt.

Sie errathen vielleicht, ob ich es gleich nicht bestimmt sagen mag, warum ich unterließ, diese Rechtfertigung zu geben, oder nur ein Wort zu erwiedern. Ich begnügte mich, aus der übersandten Berichti-

gung die für mich beleidigenden Ausdrücke wegzustreichen, und so ließ ich sie drukken. Daß ich dabei mein Recht nicht überschritten hatte, wußte ich wohl. Erst ein Paar Wochen später erfuhr ich, daß auch der Verleger zugleich mit mir ein Reskript erhalten habe, in welchem gesagt worden: mir sey zur Strafe auferlegt worden, jene Berichtigung aufzunehmen, und bevor das geschehen, solle kein Blatt ausgegeben werden. Hätte ich dies früher gelesen, so hätte ich allerdings die Schrift sogleich ruhen lassen, und hätte angefragt, ob irgend ein Beamter in Preußen das Recht habe, über einen Schriftsteller oder irgend Jemand, der nicht im Dienst steht, ohne Zuziehung der Gerichte eine Strafe zu verhängen, besonders ehe er ihn um seine Rechtfertigung befragte? — Wenn das erlaubt war, konnte, wie ich glaube, kein Mann von Ehre mehr

in Preußen schreiben. — Die Sache war indeß vorüber, und da Herr von —— sich mein Wegstreichen aus seiner Berichtigung schweigend hatte gefallen lassen, ließ ich auch seine — Uebereilung gut seyn. *)

Das Erzählte wird Sie zu mancherlei Betrachtungen über den Zustand der Preßfreiheit in Berlin führen. Die Gränzen welche ihr das Gesetz bestimmt, sind mit Liberalität, aber ein wenig undeutlich ausgesprochen, so daß es der Willkühr der Beamten überlassen

*) Herr de S———, der überhaupt eben kein scharfsinniger Kopf zu seyn scheint, errieth vermuthlich die Ursache meines Schweigens nicht; denn nicht zufrieden mit seinem Erfolge beim Minister, machte er auch beim Kammergerichte anhängig, ich habe mich durch jenen Artikel gegen den Staat vergangen. Dies Tribunal, das selbst und rücksichtslos urtheilt, wies ihn mit der Erklärung zurück: der Staat sey nicht beleidigt; glaube er aber im Namen des Herrn N——— einen Prozeß gegen mich anfangen zu müssen, so möge er eine Vollmacht von ihm beibringen. Er schrieb wirklich deshalb nach

wurde, sie überall zu sehn, wo es ihre eigne Stimmung oder — ihre Beschränktheit gut findet. —

Um die unangenehmen Eindrücke zu verwischen, welche das Vorgehende auf Sie gemacht haben kann, will ich Ihnen eine Erinnerung aus dem Jahre 1805 mittheilen, die immer in meiner Seele leben wird: und neben den schönsten Zügen stehen kann, die Plutarch von seinen Lieblingshelden erzählt.

Rom, erhielt die Vollmacht, und etwa acht Tage vor meiner Abreise wurde mir der Prozeß angekündigt. Ich hielt die Sache für zu unbedeutend, um einen Advokaten anzunehmen, las nicht einmal die Klagschrift des Herrn de S———, sondern gab nur nach jener Ankündigung, eine von mir selbst geschriebene Darstellung der Sache ab, worin ich unter andern sagte: „wenn jene Blätter nicht einmal im Original eingesandt worden, so seyen sie gar nichts werth.“ Den Erfolg weiß ich nicht; aber er konnte wohl nicht zweifelhaft seyn. Das Recht war auf meiner Seite.

Im Herbst des genannten Jahres erhielt der König von Preußen einen sehr erhabnen Besuch, und gab seinem Freunde bei Dessen Weiterreise ein kleines Kommando von seiner reitenden Garde zur Begleitung mit. In Berlin hieß es, diese Männer hätten die Erlaubniß erhalten in den Dienst des hohen Reisenden zu treten; als man mir nun gleich nachher aus Dresden meldete: »Derselbe sey dort unter Eskorte der Gardisten angekommen, welche der König Ihm geschenkt hätte, fand ich nichts Auffallendes in diesem Ausdruck, und schickte die Nachricht in die Druckerei. Auch der damalige Zensor fand nichts Befremdendes darin, und ertheilte das Imprimatur. Früh aber am Morgen nach dem Tage, an welchem die Nummer mit jener Nachricht ausgegeben war, trat der Erzieher des Neffen vom Könige, Reimann, halb athemlos in mein Zimmer, und sagte:

»Ich komme Sie vorzubereiten, damit Sie nicht zu sehr erschrecken. Der König ist äusserst aufgebracht gegen Sie, ich fürchte, Sie werden sehr unangenehme Folgen erfahren. Vor einer Stunde, als er zur Königin zum Thee kam, brachte er Ihr neuestes Blatt mit und rief schon im Eintreten seiner Gemahlin im höchsten Zorn zu: Sieh einmal, was Merkel von mir drucken läßt! Ich soll meine Soldaten wegschenken! Was wagt er, von mir zu erzählen! —«

Es versteht sich von selbst, daß mich diese Nachricht bestürzte; aber ich versichere Sie, eben so sehr schmerzte sie mich: denn der edle menschliche Sinn des Monarchen hatte nie einen aufrichtigern Verehrer, als mich. — Nach einigem Nachdenken indeß dankte ich meinem Freunde mit gebührender Wärme, setzte aber hinzu: »Wir sind in Preußen und ich kenne den Charakter des Königs.

Glaubt Er, daß ich mich vergangen habe, so wird Er einem Gerichte die Untersuchung und das Urtheil übertragen. Unter Ihm dürfen die Richter rücksichtslos gerecht seyn, und ich kann mich rechtfertigen. Das Wort eines Andern, das ich durchschlüpfen ließ, wird oft in dem Sinne von überlassen, abtreten gebraucht, und — das Blatt ist zensirt.»

Trotz meiner Fassung, die meinem wakkern Freunde ein wenig unerwartet schien, gestehe ich Ihnen, daß ich diesen Tag und den folgenden in einiger Spannung den Folgen vom persönlichen Zorn des Monarchen gegen mich, entgegen sah: aber ich hörte nichts weiter davon. Daß die am nächstfolgenden Tage erscheinende Nummer meines Blattes eine warme Rüge und Verbesserung jenes Ausdrucks, durch mich selbst, enthielt, war natürlich. Als der König sie las, sagte

Er, wie mir Reimann erzählte: „Schon gut! Schon gut! Ich glaube gern, daß Merkel es nicht böse gemeynt hat; aber er sollte sich doch vorsichtiger ausdrücken."

Unwillkührlich werden Sie an die im Jahr 1816, ohne alle weitere Untersuchung diktirte Strafe denken. — Aber keine Vergleichung, ich beschwöre Sie! Ueberlassen Sie sich ohne Beimischung dem Genuß der Bewunderung gegen einen mächtigen Monarchen, der Sich persönlich von einem Unterthan beleidigt glaubte, und heftigen Zorn darüber nur durch Beschwerden am Theetische Seiner Gemahlin äußerte. Und eben dieser Monarch hat die härtesten Schläge des Schicksals mit ungebeugter Kraft ertragen, und auf blutigen Schlachtfeldern Sich als Held gezeigt.

Eilfter Brief.

Wohl möglich, wie Sie sagen, daß die Urheber und die Werkzeuge der Beengung der Schriftstellerei zu Berlin, sich in der Stille selbst viel wissen mögen mit ihrer Einsicht, ihrer Entschlossenheit und ihrem wachsamen Diensteifer. Gewiß ist's, daß sie Berlin und dem Preußischen Staate großen Schaden thun. Die Sätze: Licht ist Macht; *) und wie die Pflanzen ihre Gipfel, neigen die Völker Haupt und Herz dorthin, woher ihnen das Licht zuströmt, — diese Sätze sind nicht bloße Parade-Phrasen, sondern ewige, allgemeine Wahrheiten. Für den Preußischen Staat und

*) Kraft dieser Wahrheit beherrscht der kleinste und ärmste Welttheil alle andre, und in jeder Kinderstube wird man sie wieder bestätigt sehn. Das gescheidtste Kind giebt die Spiele an und lenkt sie, sollte es auch das jüngste seyn.

für Berlin haben sie eine ganz eigenthümliche Wichtigkeit. Denn wie Friedrich der Zweite nur durch die Weisheit mit welcher er die Kräfte seines kleinen Reiches zusammenhielt und benutzte, es zu der Wichtigkeit eines großen erhob, hat man noch vor kurzem aus Süddeutschland her öffentlich gestanden, nur wegen der größern Masse der verbreiteten Einsichten und der Aufklärung, räume man Preußen in gewisser Rücksicht politischen Vorrang, oder doch einen höhern ein, als seine Größe fordern könne. Besitzt Berlin aber den angegebenen Vorzug wirklich noch, so sind die verbreiteten hellen Ideen doch fast nur als ruhende Schätze zu betrachten. Es hat keine eigene Literatur und sehr wenig Einfluß auf die allgemeine deutsche.

Für die eigne Literatur eines Landes oder einer Stadt sehe ich diejenigen Schriften an, die von dem Einheimischen handeln und

darauf berechnet sind. Hoch angeschlagen, glaube ich kaum, daß in Berlin, bei 140tausend Einwohnern, im Jahr zwanzig Flugschriften erscheinen, die einem die Stadt selbst betreffenden Gegenstand gewidmet sind, und höchstens drei oder vier Werke, die den Staat angehen; — und zwar so unbedeutende als möglich. Die beiden politischen Zeitungen enthalten über das Inländische fast nur offizielle Artikel, und erhebt sich auch einmal eine freie Debatte darin, wie im Jahr 1816 über die Einfuhr der Englischen Fabrikate geschah, so wird sie gewöhnlich bald durch ein Verbot niedergeschlagen. Selbst die Theater-Anzeigen in denselben stehen unter strenger Scheere. Die andern Zeitschriften beschränken sich so kleinstädtisch als möglich, auf die zahmste Behandlung e i n e r Gattung von Gegenständen, oder sie schwanken, wie der Beobachter an der Spree und der noch

elendere Freimüthige eines Herrn Kuhn, ewig zwischen Skurilität und Langweiligkeit. Wie man mein, auf bestimmte, weitgreifende Nützlichkeit berechnetes Blatt todt gedrückt hat, haben Sie gesehn. *) Es hat ein Anderes veranlaßt, das sich zum Mittelpunkt der inländischen Debatte zu machen versucht. Der Herausgeber ist ein recht guter Kopf; aber ihm fehlt wissenschaftliche Bildung und Karakterstärke. So wird es zwar nie zu der tiefen, klassischen Erbärmlichkeit des Kuhnschen Freimüthigen herabsinken, aber ich zweifle, daß es sich auch nur dazu erheben wird, für die Preußischen Provinzen eine bedeutende Stimme zu seyn.

---

*) Herr J. v. Voß, dem ich die Fortsetzung aufgetragen hatte, ist noch feindlicher behandelt worden, so daß er das Blatt schloß. Er hatte Recht. Wenn Berlin kein etwas bedeutendes Blatt tragen kann, so muß man dort keins schreiben wollen.

Für das übrige Deutschland hat Berlin in literarischer Hinsicht fast nur dadurch Wichtigkeit, daß es unter allen seinen Städten diejenige ist, in welcher die meisten Bücher gekauft werden, wie ich auf der letzten Leipziger Messe von mehrern Buchhändlern dankbarlich bezeugen hörte. Uebrigens besitzt es nicht einmal eine eigene kritisirende Stimme, auf die man Werth legt. Und doch wär' es selbst politisch äußerst wichtig, daß alle Deutschen Völker, die volle Reife haben, das öffentliche Urtheil gebührend zu würdigen, das in Berlin gefällte für eine Autorität ansehen lernten.

Es gab eine Zeit, in welcher selbst die hochbrüstigen Pariser Kunstrichter das thaten, und, von der andern Seite, man nicht nur aus den benachbarten fremden Ländern, sondern selbst aus entferntern, die Verwendung einer öffentlichen Stimme Berlins nachsuchte,

wenn etwas Schmerzendes durch Publizität gewendet werden konnte. Doch dieses Verhältniß kann nicht wiederkehren, und Berlin muß in jeder literarischen Hinsicht immer tiefer sinken, so lange die Zensur in den Händen — —

— — Martha! Martha! Was machst Du Unverständige da! Mußt Du Dich zum Jäten verdingen, wenn Du die Nelken nicht von den Nesseln unterscheiden kannst?

Verzeihung! Ich bin so voll Aerger, daß ich heute nicht weiter schreiben mag. Ich eile in den Garten.

Zwölfter Brief.

Bei heftigen Krankheiten pflegen die fremdartigen Theile des Körpers, Gewächse und Geschwüre, anzuschwellen und zu reifen, indeß seine Glieder verkümmern und zusammen schwinden. Diese alte medizinische Bemerkung, deren allgemeine Richtigkeit übrigens dahin gestellt seyn mag, ist mir immer wieder beigefallen, wenn ich den jetzigen Zustand der Deutschen Völker mit jenem der unter ihnen lebenden Juden verglich. Indeß die Erstern während der Jahre des politischen Unglücks viele ihrer theuersten Rechte einbüßten und verarmten, haben die Letztern ihren Wohlstand ungeheuer vergrößert, überall bürgerliche Gleichheit mit den Christen zu erlangen gewußt, und sind schon eifrig beschäftigt, diese Gleichheit zu Vorrechten auszuprägen.

Seit Lessing, aus Liebe zum Paradoxen und Freundschaft für Mendelssohn, den sehr unästhetischen und unkritischen *) Fehlgriff that, den weisen und edlen Menschen den er schildern wollte, in einen Juden zu vermummen, und seit Herr von Dohm in seiner bekannten Schrift, einen empfindsam-philosophirenden Ton über jenes bizarre, und der weit überfließenden Mehrzahl nach, so verderbte Volk anstimmte, war es bei einer

*) „Deine Dichtung sey der Wahrheit ähnlich“ sagt Horaz. Wir wollen freigebiger seyn: das Erdichtete muß wenigstens möglich seyn in der Welt, in welcher es spielt: aber in jeder denkbaren, könnte Nathan, der nationalen Moralität nach, eher ein Zigeuner seyn, als ein Jude. Nichts desto weniger —. Und ich starb nicht an unterdrücktem Lachen! — hab' ich oft Juden und Christen von ihm als einem echten Nationalcharakter, einem Beweise sprechen gehört, welche große, edle Männer die jüdische Nation hervorbringe. Man dachte sich den Nathan als einen Mann der wirklich gelebt habe. Mir ist keine drolligere Verwechslung vorgekommen.

Reihe von Schriftstellern Mode geworden, über den Druck zu deklamiren, unter dem die Juden lebten. Es fehlte nicht viel, daß man sie als das ehrwürdigste, edelste Volk ausrief. Die reichen Juden unterstützten diese Stimmung hier und dort durch allerlei Großmüthigkeiten, und sorgten eifrig für die Verkündigung derselben; ihre Frauen wiederum, vorzüglich in Berlin, durch ästhetisches Flimmern und freundschaftliche Gastfreiheit gegen schöne Geister. Der Kontrast zwischen diesem erkünstelten Anschein, und dem moralischen und physischen Schmutz der Masse dieses Volkes, war indeß zu groß, als daß er nicht den lautesten Widerspruch von allen Seiten hätte erwecken sollen. Der Kampfplatz zwischen beiden Ansichten war Berlin.

Die Juden hatten Geld, die Vorliebe des Ministers Schulenburg, und manches andern Staatsmannes, und eine ganze Schaar

witziger Köpfe für sich. Ihre heftigsten Gegner hatten — Schulden, und wurden nur von der Stimme der christlichen Staatsbürger und von, ich glaub es jetzt, dem unstrittigen Recht derselben unterstützt. Die Ersten machten daher jährlich Vorschritte, unter beständigen Wehklagen über ihre Beschränktheit; die Letztern lärmten viel lauter, aber jede zu große Heftigkeit, zu der sie sich vergaßen, brachte den Gegnern Vortheile. Schon war die völlige Gleichstellung der Juden mit den Christen ein Lieblingsthema der politischen, belletristischen und philosophirenden Modezirkel in Berlin, als der arglistige Buonaparte seinen Sanhedrin ankündigte und sich dadurch zum Beschützer der Juden in der ganzen Welt aufwarf. Mir hat dies immer eine Vorbereitungs-Maßregel zu seinem Kriege mit Preußen geschienen. Er wußte genau, wie großen

Einfluß die jüdische Kolonie zu Berlin hatte, und wie bedeutend die Juden in Südpreußen waren. Entschieden ist es, daß er sich dadurch die Zuneigung selbst der Bessern unter den Juden erwarb; daß die Schlechtern unter ihnen, sofort zu jedem Dienste bereit waren, den er von ihnen gegen Preußen forderte, und daß er sehr große Vortheile davon in jenem Kriege, und bei Benutzung der gemachten Eroberungen, zog. Als er ihrer nicht mehr zur Demüthigung Preußens bedurfte, schickte er bekanntlich den Sanhedrin wieder auseinander, und warf die Maske eines jüdischen Meschiah mit Verachtung von sich. Nur in Deutschland erlaubte er, daß sie noch mit seinem Schutz prunkten und an sich rissen, was sich durch diesen Anschein abreichen ließ. Das ist ihnen denn so vortrefflich gelungen, daß in vielen Theilen Deutschlands die Christen und die Juden ihre ehe-

maligen Rollen gewechselt haben. Jetzt wehklagen die Letzten nicht mehr über Druck, sondern die Erstern haben alle Mühe anzuwenden, daß sie nicht jenen völlig untergeordnet werden, und zwar vermittelst der christlichen Gönner selbst, welche die Juden sich fast überall zu gewinnen wußten. Wodurch? Durch ihre Liebenswürdigkeit? — St! Lachen Sie nicht so laut! Es ist sogar ungerecht, den unangenehmen Eindruck den die Persönlichkeit der Juden auf die Christen aller Länder machen, im Allgemeinen, als die Folge einer absoluten Ekelhaftigkeit anzusehen: er ist in vielen Punkten nur eine stark bezeichnete, uns ewig fremde Nationalität. — Durch ihre Geistesbildung? Was die Juden jetzt davon Eigenthümliches besitzen, ist nichts als die Ausbeute der Aehrenlese auf dem Felde der christlichen Kultur. — Durch ihre Brauchbarkeit zu Geschäften?

Wenigstens in solchen Geschäften, bei denen man sich zum Zweck und zu den Mitteln offen bekennen darf, ist es meistentheils nachtheilig, wenn man nur weiß, daß ein Jude hineingemischt wird. Was bleibt noch übrig? — Errathen Sie es selbst; ausbedungen, daß Sie nicht etwa die Gerechtigkeit der Forderungen der Juden in Anschlag bringen.

Ueber diese, glaube ich, würde gar kein Zwiespalt der Meynungen möglich seyn, wenn einige Gegner der Juden nicht so viel unmoralische Schmähungen gegen die Moralität und Sitten der Juden, ausgestoßen, und andere nicht so viel historische und juristische Gelehrsamkeit hineingemischt hätten. Das erste ist das sicherste Mittel die ruhigen, unbefangenen Denker aufzubringen, sowohl gar für die Gekränkten mit Vorliebe Partei nehmen zu lassen; das andere giebt den Gegnern einen unübersehlichen Spielraum. Sie

brauchen nur einzelne Fakta oder schwache Sätze anzugreifen, um den Streit mit Vortheil so weitläuftig zu machen, als sie wollen; oder, den aufgestellten, andere Sätze entgegen zu stellen, die das Gegentheil — wirklich beweisen, oder doch erst widerlegt werden müssen, und der Streit rafft Jahre müßig hin, indeß die geheimen, materiellen Maßregeln sehr kräftig fortwirken.

Dreizehnter Brief.

Die Sache zwischen den Christen und Juden liegt eigentlich so:

Die Europäischen Staaten sind christliche, das heißt, solche, in welchen die Heiligachtung der christlichen Glaubens- und Sittenlehren zur Grundlage der gesellschaftlichen Rechtlichkeit, und der politischen Treue aufgestellt ist. Unter den Bürgern dieser christlichen Staaten, den eingebornen Christen, leben aber eine Menge von Menschen, welche, ohnehin durch Nationalität und Sitten von ihnen geschieden, die christlichen Glaubens- und Sittenlehren nicht für heilig erkennen, jene vielmehr als eine Ausartung ihrer eignen Glaubenslehren betrachten, diese nach ihren eigenthümlichen Sitten modifiziren, und eine besondere Gemeinschaft unter sich halten

und behalten wollen. Daß diese Menschen nicht Bürger der christlichen Staaten, daß sie Fremde sind, also keine Rechte, sondern nur Freiheiten in denselben haben können, ist offenbar, und es bleibt nur die Frage, welche Lage diesen Fremden unter den Bürgern, das heißt den Christen, gestattet werden kann, ohne daß diesen irgend ein Nachtheil daraus erwächst?

Man hat die Fremdheit der Juden ehemals dazu gemißbraucht, sie mit schimpflichem Druck zu belegen. Das war eine unchristliche Niedrigkeit, die sich allenfalls nur dadurch entschuldigen läßt, daß es den Mißhandelten ja frei stand, sich der Mißhandlung zu entziehn, indem sie sich entfernten, oder zum christlichen Glauben übertraten. Wer keines von beiden that, bewilligte was ihm widerfuhr.

Jene niedrige Behandlung hat fast überall

aufgehört. Man hat durch ihre Aufhebung eine Menschenpflicht erfüllt. — Die Juden verlangen aber im vollständigsten Sinn Bürger der christlichen Staaten zu seyn, ohne Christen zu werden. Das heißt, sie verlangen, die christlichen Staaten sollen eins ihrer bedeutendsten Grundgesetze aufheben, ihre innere Natur verwandeln, weil sie, die Juden, bereit sind ihnen gerade eben das zu leisten, was die Bürger leisten. Wie kommen diese Fremden zu der Unverschämtheit? Ziemt es ihnen, den Suchenden, nicht eher ihre Eigenthümlichkeit zu opfern, als dem Staate, die seinige? Sind ihnen ihre Religionsgesetze zu heilig dazu: wie dürfen sie erwarten, daß die Christen weniger religiös gegen den Staat seyn sollen? Der Staat in welchem man ihnen volle Bürgerrechte zugestände, hörte auf ein christlicher zu seyn, indem er einem

seiner Grundgesetze entsagte; er würde ein gemischter. Das ist so unwidersprechlich, als daß eine weiße Leinwand, wenn man sie mit farbigten Streifen bemalt, keine weiße mehr ist, sondern eine bunte. Will man aber der reinen Christlichkeit des Staates nicht entsagen, so sind und bleiben die Juden Fremde, und so versteht es sich von selbst, daß man bei jeder einzelnen Freiheit — von Rechten kann bei Fremden im Staate gar keine Rede seyn, — die man ihnen einräumt, die Pflicht gegen die Bürger hat, zu untersuchen, ob diesen nicht daraus irgend ein Nachtheil erwächst, eins ihrer Rechte geschmälert wird?

Ein ganz unbefangener Blick auf die Folgen, welche die ihnen bisher zugestandenen Berechtigungen gehabt, wird uns darüber sehr viel lehren, und zwar mehr, als das bündigste, moralische, historische oder juristische

Räsonnement. Wir wollen von Berlin und dem Preußischen Staate anfangen.

— 1804 oder 5 bat eine reiche jüdische Kaufmanns-Wittwe, einen Mann, der damals nicht unbedeutenden Einfluß auf die Buchhändler hatte, sich dafür zu verwenden, daß einer von ihnen ihren jüngsten Sohn zum Lehrlinge annähme. Sie war sogar bereit, ein ausserordentliches, beträchtliches Lehrgeld dafür zu bezahlen und ein Kapital vorzuschießen. Er verwendete sich ernstlich für den jungen Menschen, aber umsonst: die Buchhändler fürchteten die Einmischung der Juden in ihren Handel. Durch die Gewerbfreiheit wurde sie ihnen geöffnet. Im Jahr 1816 erzählte man mir von mehrern jüdischen Buchhandlungen, die existirt, und auf eine etwas zweideutige Weise aufgehört hatten. Ein Paar waren noch vorhanden: aber der Buchhandel im Allgemeinen war sehr

gesunken, durch die Ueberschwemmung mit Nachdrücken. Jährlich reiste, wie man mir aus Wien selbst schrieb, ein Jude aus Potsdam dorthin, und schickte heimlich viele tausend Exemplare von Nachdrücken nach Berlin, selbst von Verlagsartikeln Berlinischer, christlicher Buchhändler. —

Ehemals durften die Juden, wenn sie keine spezielle Erlaubniß zum Gegentheil hatten, nur auf der dem Schloß gegenüber gelegenen Seite der Spree wohnen, Läden und Häuser besitzen. Jetzt dürfen sie es überall in Berlin. Fast so oft nun ein schönes Haus in der Friedrichsstadt käuflich wird, tritt ein Jude als Meistbieter auf; und die Stadt ist überall so mit Läden überhäuft, daß die Miethen ins Ungeheure steigen, und am Ende fast jeden Vierteljahres, Hunderte von christlichen Familien nur durch die Verwendung der Polizei ein Unterkommen finden. — Die

Juden haben ferner die Freiheit, auch außerhalb der Stadt Grundstücke zu kaufen: sie haben das benutzt, in dem einzigen Lustorte den die Berliner besitzen, alle genußvolle Bequemlichkeit an sich zu ziehn, sich in den Besitz fast aller der Landhäuser zu setzen, die auf beiden Seiten des Thiergartens liegen. Da sitzen denn diese Fremden an schönen Sommerabenden schaarenweise vor ihren Thüren, und sehen die Bürger im Sande oder Sumpfe waten. — In mehrern Deutschen Staaten bestreben sie sich eifrig, die erhaltenen Freiheiten darauf auszudehnen, daß sie auch Rittergüter kaufen. Erlaubt man ihnen das, so werden sie, da ein so ungeheurer Theil des baaren Geldes in ihren Händen ist, in ein Paar Jahrzehenden den verarmten Adel ausgekauft haben, und die ackerbauenden Bürger des Staats werden diesen Fremden überall mit Dienst-

pflichten verhaftet, in manchen Provinzen ihnen leibeigen seyn. Wäre das so recht, gegen den Staat und seine Bürger? — Sie haben die Freiheit, Wechselgeschäfte zu treiben: fast in allen bedeutenden Städten Deutschlands haben sie den größten Theil derselben an sich gezogen, und eben dadurch, sind diese Fremden im Stande gewesen, sich so nachtheiligen Einfluß zu verschaffen, und die Rechte der Bürger zu schmälern. Man hat oft vorgeschlagen, ihnen diese oder jene Art von Gewerben zu untersagen; jedes andere könnte man ihnen eher lassen, als das des Banquiers; und sollte es schon unmöglich geworden seyn, es ihnen zu nehmen, so ist das nur um so schlimmer. —

Sie kennen die bittern Beschwerden, welche man in Frankfurt und den Hansestädten über den Gebrauch führte, welchen die dortige Judenschaft von den unter Französi-

scher Herrschaft erlangten Freiheiten gemacht. Es wird in den Augen der Nachwelt eine sehr charakterisirende Erscheinung unsers Zeitalters seyn, daß die Juden jener Städte die Regierungen unter denen sie lebten, wegen Beschränkung jener Freiheiten, bei der Bundes-Versammlung anklagen konnten, und nicht sogleich abgewiesen wurden. Die Bürger, d. h. die christlichen Einwohner, hätten sich ja über das Daseyn jener Freiheiten der Fremden nicht beschwert, wenn sie, die Bürger, Vortheil von dem Daseyn derselben gehabt. Die Regierungen selbst fanden, daß die Bürger von den Freiheiten jener Fremden Schaden litten: was bedurfte es nun weiter? Jeder Staat, groß oder klein, ist ja überhaupt nur da, zum Vortheil seiner B ü r g e r, nicht der Fremden. Ja, wenn er nur d i e Bestimmung hätte, dem Schatz der Regierung, oder den Privatkassen

der Minister recht viel einzutragen: dann gälte es, zu untersuchen, ob er etwa dadurch einträglicher würde, wenn man die Rechte der Bürger, den Freiheiten der Fremden aufopferte. Diese Ansicht mag vorgeherrscht haben, als Deutsche Fürsten sich nicht entsahen, Tausende ihrer Staatsbürger noch geradezu in fremde Welttheile zu verkaufen: aber jetzt! Und das Hingeben der Rechte der Staatsbürger an Fremde, mir wenigstens scheint es nicht viel besser, als das Hinopfern einer Schaar ihrer Söhne für fremden Vortheil.

Fremde sind und bleiben die Juden in jedem Europäischen Staate, ich wiederhole es, so lange dieser nicht seiner reinen Christlichkeit entsagt, oder jene auf ihr Judenthum verzichten. Ihr Wohlseyn hängt nicht von seinem Gedeihen ab, sondern davon, daß sie in seinen Gesetzen Lücken finden,

oder zu bewirken verstehen; wie Schmarotzer-pflanzen nicht mit den Wurzeln des Stammes, an dem sie kleben, ihre Nahrung ziehen, nicht durch seine Gesundheit bekleiben, sondern ihre eigenen Wurzeln in seine kranke Rinde treiben, und ihn mit fremdem Grün umwickeln, bis er erstirbt. Aber die Völker bilden nicht leblose Stämme; sie dulden die Bedrückung von Fremden nur bis auf einen gewissen Grad. Wenn daher die Juden an manchem Deutschen Hofe so großen Einfluß, in manchem Deutschen Staate so beklemmende Freiheiten gewonnen haben — Man hat es einem Deutschen Schriftsteller, ich glaube Herrn Fries, sehr übel aufgenommen, daß er die Behauptung aufstellte, so etwas müsse über kurz oder lange, wieder zu allgemeinen und blutigen Volkserhebungen gegen die Juden führen, dergleichen sie sich in frühern Zeiten durch eben solche Anmaßungen zuzogen.

Ist es erlaubt, aus der Analogie Schlüsse zu ziehn, so begreife ich nicht, wie man ihm widersprechen konnte. Es giebt wenig Länder in Europa, in welchen die Juden nicht irgend einmal zu viel gegolten, und sich durch den Mißbrauch den sie davon machten, nicht Verfolgungen zugezogen haben. Der Entwendung von Hostien und des Abschlachtens der Christenkinder wird man sie freilich nicht leicht wieder beschuldigen: aber es können sich wohl andere, vernünftigere Anklagen finden, die nur um desto furchtbarer wirken werden.

Vierzehnter Brief.

Großen Dank für die gütige Meynung, die Sie von meiner Menschenkenntniß äußern! Ich weiß indeß zu gut, wie vielseitig und scharfblickend Ihre eigene ist, als daß ich in die Falle gehen sollte. Ueber die moralische Umgestaltungen Einzelner soll ich Ihnen schreiben? Haben Sie selbst nicht die Bemerkung gemacht, daß es weniger moralische Verschiedenheiten unter den Menschen giebt, als z. B. physische unter den Schwalben, — von denen man doch wenigstens schon 38 Gattungen kennt? Und daß jede Gattung von Menschen in den einzelnen Lebensaltern immer dieselbe Umgestaltung gewinnt?

In der That, wer öfter in dem Fall gewesen, nach einer Reihe von Jahren an einen ehemaligen Wohnort zurück zu kehren,

findet bis zur Langweiligkeit immer die alten Erscheinungen wiederholt. Sah man einen Garten vor einigen Wochen und versteht sich auf Pflanzen, so weiß man zum voraus, wie weit diese oder jene Art, die man damals keimen oder aufblühen sah, fortgeschritten seyn muß; und daß die Farbe der Blüthen, die Formen der Saamen u. s. w. dieselben sind, wie im vorigen Jahre, versteht sich. Was würde ich Ihnen Neues sagen, wenn ich Ihnen meldete, die meisten durch Geist oder Schönheit glänzenden Mädchen seyen koquette Weiber und schlechte Mütter, die ausschweifenden Weiber, Splitterrichterinnen oder Kupplerinnen, oder mystische Betschwestern geworden, oder alles dreies zugleich; die unscheinbaren blöden Mädchen dagegen meistentheils gute Gattinnen und treffliche Mütter; die jungen Frauen, die in den schöngeisterischen Zirkeln stumm dasaßen,

verehrte und ehrenwerthe Matronen. Wenn ich Ihnen erzählte, Jünglinge, die zu viel Talente und Feuer hatten, um Lebensklugheit zu sammeln, seyen jetzt berühmte Männer, die — sich täglich in Verlegenheiten befänden; andere mit halb so viel Fähigkeiten und Kraft, aber mit mehr Umsicht, hätten sich zu bedeutenden Stellen emporgeschwungen; dieser Mann von Genie und Rechtlichkeit sey zu Grunde gegangen; jener Dummkopf oder Gauner habe ein glänzendes Glück gemacht; oder wenn ich die Bemerkung aufstellte, daß mancher durch Geist und Witz Berühmte, vom Alter abgestumpft, mancher bloß durch Wissen Ausgezeichnete, fett und faul und hochmüthig geworden: würden Sie mir nicht antworten: Alles das sey der Naturgang und verstehe sich von selbst! Nichts also von Umwandlungen der Einzelnen! Lieber will ich Ihnen etwas von einigen

wenigen Ausgezeichneten erzählen, was sie sind.

Den größesten Gelehrten den Berlin jetzt besitzt — seinen Namen brauch' ich Ihnen wohl nicht zu nennen: Sie können ihn nicht verfehlen; — fand ich zu meiner Freude auch in der glücklichsten Lage. Mehr als durch seine Gelehrsamkeit, scheint mir der Mann durch die Feinheit und Energie seines Geistes, und durch seine Lebensklugheit merkwürdig; auch verdankt er seine angenehmen Verhältnisse mehr dieser Eigenschaft, als seinem Wissen, so bewundernswerth es ist. Sein Ruf stammt ursprünglich daher, daß er eine gelehrte Hypothese, die schon öfter in andern Ländern aufgestellt, und siegreich bestritten worden, noch einmal vortrug, sie aber mit so viel Scharfsinn und Gewandheit vertheidigte, daß die Gegner, die sich auch in Deutschland, wie ehemals in Frankreich

und England, gegen sie erhoben, überwunden schienen, ungeachtet sie wohl das Recht auf ihrer Seite haben mögen, und er die Hauptbeweise — erst künftig zu liefern versprach. Er ist sie schuldig geblieben. Als ihn einer seiner alten Freunde 1816 öffentlich darum mahnte, erhellete aus seiner Antwort deutlich, daß er selbst keinen großen Werth auf jene berühmte Behauptung legte. Höchst wahrscheinlich ist sie ihm immer nur als ein Stoff wichtig gewesen, an dem er seine Gelehrsamkeit und seine Geisteskraft entwickeln konnte. Was liegt auch im Grunde daran, ob die Ilias und die Odyssee ihre unvergänglichen Schönheiten dem Genie eines Einzelnen, oder dem Zusammenwirken Mehrerer verdanken? Indeß hat er seinen durch diese überflüssige Untersuchung erworbenen Ruhm, durch klassische Arbeiten gerechtfertigt, und ihn zu einer unabhängigen, sorgen-

freien Situation auszuprägen gewußt. In Berlin gehört er gewissermaßen zur Akademie der Wissenschaften und gewisser-maßen zur Universität, aber gerade nur in sofern, als es ihm nützlich und erfreulich ist, ohne ihn zu drücken. Es versteht sich, daß ihm dieses Glück viel Feinde und Neider macht: mich hat es unendlich gefreut, endlich einmal in Deutschland einen wahren und großen Gelehrten zu sehn, der seinen Wissenschaften in froher Muse leben konnte. Nur zu häufig trifft man dagegen immer noch auf Hippogryphen die ackern müssen, um doch eine kümmerlich gefüllte Krippe zu haben; — auf Belege zu jenem boßhaften Einfalle eines Ausländers: wer in Deutschland sorgenlos die Botanik studiren wolle, müsse dafür wenigstens eine Besenlieferung übernehmen, und wenn man eine schöne Stimme besolde, geschähe es immer nur mit der beiläufigen

Bedingung, daß sie bei Nacht die Stunden abrufe. — Erinnern Sie sich nur, daß Klopstock durch seine Messiade, von seinem Vaterlande nichts gewann, als das Anerbieten einer Schullehrer-Stelle, und daß er sie hätte annehmen müssen, wenn nicht eine ausländische Regierung mit einer Pension ins Mittel getreten wäre. Und Herder! Ach, das Konsistorial-Archiv zu Weimar ist das Grabmal eines der glänzendsten Genies, die Deutschland hervorgebracht! Nicht dem hochgesinnten, edlen Fürsten, unter dem er lebte, ist das ein Vorwurf. Das Land desselben ist klein, und damals war es schon eine ausgezeichnete Huld, und ein Beweis hellen Geistes, wenn man einem Mann von schöngeistigen Talenten, das Zutrauen bewies, er könne allenfalls auch zu alltäglichen Geschäften brauchbar seyn.

Nur allzuoft gelingt es dem Manne von

glänzenden Talenten nicht einmal, nur so viel Nachsicht für jene Eigenthümlichkeiten zu erhalten, ohne welche das Genie nun einmal nicht entstehen kann, daß man ihn überhaupt nur braucht, und ihm dafür zu leben giebt. So schmachtet Julius von Voß in Berlin selbst, in drückender Dürftigkeit. Ohne Widerrede ist er einer der talentvollsten und witzigsten Köpfe Deutschlands, und seit Herrn von K** von seinen dramatischen Talenten nur noch das fürs Pasquill übrig scheint, vielleicht der beste lebende Lustspieldichter. Seine dramatischen Dichtungen sind treffende Gemälde nach dem Leben, und beweisen eben so tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und des Weltlaufs, als echt-komische Kraft. Seine Romane verbinden mit diesen Eigenschaften noch den Reiz eines einnehmenden Vortrags, und sein Räsonnement, hier sowohl als in seinen einzelnen Flugschriften,

überrascht häufig durch originelle Ansichten voll Wahrheit und Licht. Bei allen diesen Vorzügen war er bisher gleichsam dazu verdammt, nur inkorrekte, vielleicht schnell vergehende Werke hinzubrudeln, weil ihm im eigentlichsten Sinne das Brod fehlt, wenn seine Feder nicht schnell über das Papier hinfliegt. Im Anfange des Jahrs 1817 überfiel ihn eine Krankheit, und er lag in einer der abgelegensten Hütten der schlechtesten Vorstadt Berlins, auf Stroh. Es mag unzart seyn, dergleichen von einem berühmten Schriftsteller während seines Lebens zu erzählen, aber Herrn von Voß macht sein Mangel keine Schande, da er sich ihn nicht durch Ausschweifungen zuzog. Hier wäre Delikatesse lächerlich, sogar höchst tadelhaft. Was soll aus diesem glänzenden Kopfe werden, wenn eine längere Krankheit oder das Alter ihm das Schriftstellern unmöglich macht? Und

welches Licht würde das auf sein Zeitalter und sein Vaterland werfen, wenn ein solcher Geist einst dem Elende oder dem Lebensüberdrusse erläge? Butlers Hungertod ist für England ein unauslöschlicher Flecken, und Julius von Voß steht wahrlich in mehr als einer Rücksicht über dem Verfasser des Hudibras.

Man wirft ihm vor, er habe durch sarkastische Bizarrerie zurückgestoßen, so oft man ihn anziehen wollen, und jede Aussicht verscherzt, die man ihm öffnete. Ich glaube das nicht bloß, ich weiß mehrere Beispiele davon; aber ich bin zugleich überzeugt, achtungvolles Wohlwollen und die Ertheilung einer sorgenlosen Lage würde diesem Geist, mit dem man prunken könnte, seine Bitterkeit nehmen, ohne seinen hohen Werth zu verringern. Es ist wahr, er ruft oft Sachen auf dem Markte aus, welche durch Oeffent-

lichkeit verletzend werden. Aber hat man ihn nicht etwa z. B. 1806 mit Hohn und Geringschätzung zurückgewiesen, wo er schonend und leise wichtige Wahrheiten nur flüstern wollte; indeß man Rath bei stumpfen Köpfen suchte, und die unbrauchbaren Alltäglichkeiten, die sie hergaben, hoch belohnte? Und wenn er zu gewissen Verhältnissen nicht taugte, kam das nicht etwa daher, daß — eine Aeolsharfe eben kein Leierkasten ist? —

Es giebt Zeitalter, die so überreich sind an Stoff zur Satyre, daß jeder ausgezeichnete Kopf einen Beruf dafür zu empfinden glaubt. Es läßt sich begreifen, wie man bei dem Hange für diese Dichtungsart das Bedürfniß der Unabhängigkeit sehr dringend fühlen, und ihm große Opfer bringen kann; das aber, ist mir unerklärbar, wie man bei sehr hellem Verstande, das Satyrenmachen für einen versorgenden Lebensberuf ansehen

könne. Das heißt doch wohl allzuviel auf die immer neue Kraft und Unerschöpflichkeit seines Geistes, und auf die Gunst des Publikums rechnen. Gleichwohl hat so eben wieder ein junger talentvoller, und dabei liebenswürdiger Mann diesen Irrweg eingeschlagen. Sie errathen wohl, daß ich von Herrn Friedrich spreche. So oft ich ihn sah, dachte ich mit stillem Bedauern an Falk. Wie dieser im Vertrauen auf seine poetische Ader, kein prosaisches Lebensgeschäft wählen mochte, hat jener eine Laufbahn verlassen, auf der er schon glückliche Fortschritte gemacht. Es ist wahr, er hat sich die künftige Rückkehr zu ihr offen behalten: aber ich werde es für ein Meisterstück halten, wenn er sie einst möglich macht. Das bleibe indeß seine Sorge. Seine Satyren sind voll Geist; sollte dieser zuweilen auch nur ein beschworener seyn, und sich

nicht immer in der geschmackvollsten Form verkörpern.

An Phantasie und Gefühl übertrifft Fouqué, Friedrich und Voß; nicht an Witz, Verstand und Menschenkenntniß, auch wohl nicht an wahrer Kunst. Er hat zwei oder drei sehr liebliche Dichtungen, gleichsam durch einen glücklichen Wurf, hervorgebracht. Der Beifall, den sie ihm erwarben, ist ihm indeß sehr theuer zu stehn gekommen. Er hat sich gleichsam selbst an sie verloren, schreibt unaufhörlich in derselben Gattung fort und zwar mit einer Fruchtbarkeit, die wirklich etwas Schreckendes hat. Ich fürchte, er wird sein Publikum verscheuchen, noch ehe die Romantik aus der Mode gekommen. Das Schlimmste ist, daß weder die Kunst noch die Welt dabei etwas verlieren wird. Er hat in seiner bisherigen Gattung vorlängst das Höchste geliefert, dessen er fähig war,

und sich selbst die Möglichkeit geraubt, zu einer Andern überzugehn.

Den vollkommensten Gegensatz gegen die einseitige Ueppigkeit Fouqué's, bildet der genialische Hoffmann, Verfasser der »Fantasiestücke in Callots Manier.« Er stand in Süd-Preußen einem nicht unwichtigen juristischen Posten mit Beifall vor, als das Unglück des Jahres 1806 alle dortige Beamte ihrer Pflichten entließ, und ihres Auskommens beraubte. Hoffmann stellte sich nicht, wie tausend andere seiner Unglücksgefährten, müßig wehklagend vor die Thüre der ausgeleerten Schatzkammer. Er besaß hinlänglich musikalische Kenntniß und Kunst, um Musik-Direktor bei einem kleinen Opern-Theater zu werden. Er komponirte selbst und seine Kompositionen gefielen durch Originalität und Phantasie. Noch mehr: er wurde Schriftsteller, und dieselben Eigenschaften machten

auch das Glück seiner Schriften. Der Staat gewann endlich seine Größe und seine Ruhe wieder, und Hoffmann kehrte zu seiner juristischen Laufbahn zurück. Er wird jetzt als eines der brauchbarsten Mitglieder des Kammergerichts geschätzt. Man hat ihn wegen seines ringfertigen Kampfes gegen das Schicksal, mit den Burzelmännchen verglichen, die so oft man sie auf den Kopf stellt, sich selbst wieder auf die Füße richten. Ich wüßte nicht, welche Eigenschaft beneidenswerther seyn könnte, wenn man nicht stark genug ist, kein Umstürzen fürchten zu dürfen. Und wer ist das?

Das ist der ganze Nachwuchs schon ausgezeichneter belletristischer Schriftsteller, den das jetzige Berlin der langen Reihe seiner vormaligen Berühmten entgegen zu stellen hat, von denen ich, ausser dem noch immer witzigen Müchler, nur den ehrwürdigen

Göckingk und den wackern Tiedge in dem Spätherbste ihres Geistes, aber immer noch voll regen Dichtersinnes wiedersah, beide letztern in dem engern Zirkel der großherzigen Elisa von der Recke. Die Entwickelung dieser edlen Frau, ist ein Beweis von der Wahrheit des Satzes: »Wenn das Alter den Weibern das Weib abgestreift hat, kommt oft ein Fragment eines vortrefflichen Mannes zum Vorschein.“ Im Gegensatz pflegt das Alter den Mann zur Weiblichkeit zu zerknicken. —

Nachschrift. So eben fällt mir noch ein jetzt oft genanntes, schriftstellerndes Männchen ein. Zwar wird die Nachwelt so wenig von ihm wissen, als wir von den Hänflingen, die auch in Berlin sangen, als Signora Catalani es that; aber es ist merkwürdig durch die Dreistigkeit,

mit der es seine Halbtalente als ganze ausruft, und durch die Kunst, mit der es von sich sprechen macht, ohne daß etwas Wichtiges von ihm zu sagen ist. Als ein Beispiel von dem, was jetzt in der deutschen Literatur gewagt werden kann, darf es hier nicht fehlen. Sein eigentliches Gewerbe ist eine jener mechanischen Hülfskünste, die nicht zum Schaffen, nur zur Vervielfältigung von Kunstwerken dienen, und also eigentlich nur als ein Handwerk zu betrachten sind. Er erfand ein Paar Handgriffe oder Vorrichtungen, durch die er die Vervielfältigungen mit ungewöhnlicher Eleganz leistete. Dafür gebührte ihm Lob und Gewinn. Er erwarb beides, aber dies Glück gab ihm eine überspannte Vorstellung von seinen Fähigkeiten. In jener unglücklichen Zeit Deutschlands, seit 1806, da jedes wahre Talent verstummen

mußte, und Frechheit seine Rolle übernahm, mischte er sich unter die öffentlichen Schreier und —. Nun ja, er schrie so laut als jeder Andre. Er verselte auch so muthig und schlecht, als irgend einer. Das Publikum, das damals mit Halloh und Stampfen literarische Urtheile fällte, übersah seine Verdienste nicht. Aber es kam eine andere Zeit, wo Bildung und Geschmack wieder ihre Rechte geltend machten. Es versteht sich, daß man jetzt mit geringschätzigem Lächeln auf die Heroen des literarischen Tumultes zurücksah. Unser Held warf sich nun in jene kostenlose Wohlthätigkeit, deren ganzes Verdienst ist, daß sie Andre zum geben nöthigt. Er wußte sie sogar sehr schlau zum Werkzeuge seiner dichterischen Eitelkeit zu machen. So veranstaltete er einst eine öffentliche musikalische und deklamatorische Kunstleitung,

zum Besten Nothleidender. Lange vor der Ausführung, wurde sie in vielen Zeitungen bekannt gemacht. Endlich erschien der große Tag und was meynen Sie, was für poetische Kunstwerke das Männchen aus dem reichen Schatze der Deutschen Poesie, der glänzenden und großen Versammlung auftischte? Lauter fade Verseleien von ihm selbst. Das Publikum hatte reichlich Geld gegeben; aber nun war es eben so freigebig an Spöttereien. Das irrte ihn indeß nicht. Er hatte sich als Berlinischer Korrespondent mit mehrern auswärtigen Zeitungen in Verbindung gesetzt. In allen diesen erzählte nun — errathen Sie wer? — sehr breit und prunkend von dem Glanz und der Wirkung jener Kunstleistung. Von dem Spotte den sie veranlaßt hatte, Kunde zu nehmen, wäre unfreundlich von den

Redaktoren dieser Blätter gewesen; wohl aber sprachen andere Zeitungen jene prahlerischen anonymen Anzeigen ganz unbefangen als wahrhaft nach. Auf demselben Wege wußte besagtes Männchen jede literarische Kleinigkeit, die er anzettelte oder schrieb, an zehn Orten als eine Wichtigkeit auszurufen. Man mußte glauben, das Publikum sey äußerst aufmerksam, auf alles was ihm widerfahre, oder was er leiste und doch war er es immer nur selbst, der von sich sprach, oder das Sprechen bestellte. Ich gestehe Ihnen, daß ich in der Ferne auch getäuscht wurde; aber als ich nach Berlin kam, und nun seine Produkte las, entdeckte ich bald, daß er im Grunde nur eine Scene aus Weißens »Liebe auf dem Lande« aufführe, und ich sagte dem Publikum, »daß in zehn Büschen nur dasselbe Hänschen klingle.«

So etwas ist nur möglich, wo die Literatur sehr gesunken ist.

Funfzehnter Brief.

Auch die einfachste und wichtigste Wahrheit ist ein ruhendes Saamenkorn, bis sie in den Kopf eines Mannes von energischem Willen fällt, den die Umstände begünstigen. Dann entwickelt sie sich schnell wie der Wunderbaum. Nie hat es einer Erörterung bedurft, ob anstrengende abhärtende Uebungen jugendlichen Körpern wohlthätig sind, nie ob es von der höchsten Wichtigkeit sey, Anstalten dazu, wo möglich, für die ganze Jugend eines Volkes zu treffen. Gleichwohl sah man nirgend in Deutschland, nirgend in Europa sogar, die Schweiz ausgenommen, wirklich

Einrichtungen der Art bilden. Es bedurfte eines Mannes wie Herr Jahn, und einer Aufregung aller Gemüther, wie die im Preussischen Staat seit seinen Unglücksfällen, wenn die Turnübungen in Deutschland entstehen und eine geliebte Volksangelegenheit werden sollten. Ihr Stifter gehört jetzt zu den berühmtesten Männern Berlins. Sie erwarten daher wohl mit Recht, daß ich Ihnen etwas über ihn sage. Es soll geschehen, aber ich muß Ihnen vorher anzeigen, daß ich nie einen eigentlichen Umgang mit Herrn Jahn hatte, sondern ihn nur zufällig drei oder vier Male sprach; daß ich den Turnplatz nur einmal besah, und höchstens zwei der Jahn'schen Vorlesungen beiwohnte, übrigens aber meine eigene Beobachtungen durch zuverläßige Nachrichten, so viel möglich, ergänzte. —

Herr Jahn scheint mir einer von den

Menschen, die, bei großer Energie des Verstandes — Uebersehn Sie es nicht, ich sage des Verstandes, — und des Willens, in ihrem frühern Jünglingsalter zu wenig Stätigkeit besitzen, um in irgend einem Fache des Wissens oder der Kunst, ganz einheimisch zu werden; und im spätern, zu wenig Gefügigkeit, um sich das verzeihen zu lassen. Leute der Art sind gezwungen, sich gleichsam mit immer gewaffneter Hand ihren Weg durchs Leben zu brechen. Nicht leicht läßt man sie auf eine der gewöhnlichen Laufbahnen zu, und wenn es geschieht, springen sie bald wieder hinaus. Dagegen pflegen sie sich im reifern Mannsalter ein eigenes Feld der Wirksamkeit zu schaffen. Brauchbar im gewöhnlichen Sinne, werden sie fast nie: denn sie lernen nicht gehorchen. Zuweilen bilden sie sich aber einen Kreis, in welchem sie befehlen können, und dann werden diese

unbrauchbare Menschen, wichtige. Haben sie dabei Rechtlichkeit, — und das ist bei Herrn Jahn im hohen Grade der Fall, — so können selbst ihre Feinde ihnen nicht ihre Achtung versagen; gewöhnlich aber ist ihr Aeusseres und ihr Benehmen so sonderbar, wo nicht bizarr, daß dagegen selbst ihre Freunde sich zuweilen nicht enthalten können, sie zu belächeln. Es giebt zwei sehr entgegengesetzte Namen, mit denen man Menschen der Art belegt, je nachdem man ihnen wohl will, oder übel. Ich werde hier keinen derselben aussprechen, da mir Herr Jahn durchaus gleichgültig ist.

Seine Persönlichkeit hat mehr Einnehmendes, als Zurückstoßendes. Sein wohlgebauter Körper scheint stark und ringfertig; sein Gesicht zeigt Offenheit, Verstand und Ernst. Seine Kleidung dagegen ist auf eine sehr auffallende Weise bequem, und an der

Kehle hatte er sich, als ich ihn sah, einen langen Bart wachsen lassen. — Seine gelehrten Kenntnisse schienen mir, vorzüglich seit ich eine Vorlesung von ihm gehört, bloß Stückwerk, wiewohl aus vielen Fächern gesammelt. Er hat indeß, — nach der Weise der Halbgelehrten, sich ein Steckenpferd aufzuzäumen, und durch den Eifer, mit dem sie es tummeln, die Aufmerksamkeit davon abzuziehn, daß sie in keinen eigentlich wissenschaftlichen Sattel passen, — sich an die Spitze der Deutsch-Verbesserer zu Berlin gestellt, und besitzt hellen Beobachtungsgeist, natürliche Beredsamkeit und eine nicht selten sarkastische Derbheit.

Sein ursprüngliches Studium war Theologie, wenn ich mich anders recht erinnere. — Nachdem er die Universität verlassen hatte, machte er, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, Fußreisen fast durch ganz Deutschland. Endlich

nahm er eine Lehrer-Stelle in der für die Pestalozzische Lehrart gestiftete Schule des Herrn Plamann zu Berlin an; und die körperlichen Uebungen, zu denen er die Schüler anzuführen hatte, leiteten ihn auf den Gedanken, eine besondere, bloß solchen gewidmete Anstalt für die Jugend aller Stände, zu eröffnen; — ein Unternehmen, dessen Nützlichkeit zu bezweifeln, ich gesteh' es, mir fast lächerlich scheint. Man darf nur flüchtig einen durch das Turnen ausgebildeten Jüngling mit einem andern vergleichen, dessen Körper-Uebung vernachläßigt wurde, um zum Vortheil des erstern zu entscheiden. Zwar führten Herrn Jahn's Feinde ein Paar Unglücksfälle an, die sich bei den heftigern Uebungen zugetragen haben sollen; aber man muß dagegen in die Wagschaale legen, daß diejenigen, welche diese Schule glücklich durchmachten, durch ihre Ringfer-

tigkeit und Stärke in ihrem übrigen Leben tausend Gefahren zu übermeistern vermögen, denen sie sonst erlegen wären. Sollten einzelne Unfälle hinreichen, eine Art der Uebung zu verrufen, so wären viel mehr Gründe vorhanden, das Reiten, Schwimmen, Fechten und Tanzen zu untersagen, als das Turnen. Auch hat das öffentliche Urtheil längst zum Besten des Turnens entschieden. In sehr vielen Städten Deutschlands — in diesem Frühlinge noch zu Lübeck, — sind Turn-Anstalten angelegt, bei denen Jünglinge, die sich unter Herrn Jahn ausbildeten, als Lehrer angestellt wurden. Auf diesem Wege wird in noch einem Jahrzehend jene Gewandheit, die sonst nur der Vorzug einer theuern Ausbildung in den höhern Ständen war, das wohlfeil erworbene Eigenthum aller Volksklassen werden.

Der Jahn'sche Turnplatz ist der Gipfel

eines mit einzelnen Tannen bewachsenen Sandhügels, etwa eine halbe Stunde von Berlin. Er ist mit einer Barriere eingefaßt, und enthält Bahnen zum Laufen, Balken und Gräben zum Ueberspringen, Plätze zum Ringen und Schwingen, Gerüste zum Klettern, u. s. w. An bestimmten Nachmittagen versammeln sich hier Knaben aus allen Ständen, zwischen zwölf und siebzehn Jahr, alle in einem bestimmten Habit aus grauer Leinewand, und üben sich unter der Aufsicht des Vorstehers und seiner Gehülfen, die sie stufenweise zu immer schwerern Anstrengungen übergehn lassen. Andere Nachmittage sind für die militärische Jugend, und für junge Soldaten ausgesetzt. Gewöhnlich finden sich auch viele Zuschauer ein, was die Eröffnung von Gasthäusern am Fuße des Hügels veranlaßt hat; Herr Jahn hält aber strenge darüber, daß die Zuschauer ausserhalb der

Barriere bleiben. Man erzählte mir: Eines Tages stand ein Militär von hohem Range, der zu der Umgebung des Königs gehört, innerhalb der Schranke; und als Herr Jahn seine Entfernung verlangte, machte man ihn aufmerksam, wer der Mann sey. »Es ist gut,« soll er geantwortet haben, »der König wird sich gewiß freuen, zu hören, daß wenigstens hier, einmal gegebene Gesetze strenge beobachtet werden.«

Diese Gesetze, die Herr Jahn seiner Anstalt gab, und die gedruckt sind, haben vor kurzem angefangen, Aufsehn zu veranlassen. Es ist eins darunter, das den Knaben zur Pflicht macht, ihm alles zu berichten, was sie von der Turnanstalt urtheilen und sprechen hören. Ohne Zweifel fand er dies im Anfange nothwendig, um jedem der begonnenen Anstalt Nachtheil drohenden Umstande entgegen arbeiten zu können: aber

wie wenig gefährlich ist der Mann, der eine solche Maßregel auf eine so offene Weise nahm!

Man scheint indeß in gewissen Zirkeln ihm politische Wichtigkeit beizulegen. Ich glaube, er könnte sie nur erhalten, wenn man ihn verfolgte, besonders wenn es mit Härte und Ungerechtigkeit geschähe. Er soll in den Jahren 1813 und 1814 einen bedeutenden Einfluß zur Erweckung des Patriotismus der Jünglinge in Berlin, Breslau und andern Städten gehabt haben, da es fast überall schon welche gab, — und überall waren es wohl die rüstigsten und kräftigsten, — die seine Turn-Schüler gewesen. Den ohne Unterschrift nach Breslau zur Vertheilung gesandten Aufruf, freiwillig ein Corps zu bilden, unterzeichnete er, und er selbst schrieb es dieser seiner Unterschrift zu, daß sich dort so viele Jünglinge fanden. Auch er trat unter die Freiwilligen, machte

die drei Feldzüge mit Auszeichnung mit, und wurde zum Hauptmann der Landwehr befördert, ohne übrigens weder einen Titel, noch eine Dekoration, noch eine Pension zu erhalten. Er bezog bis 1817 nur, als Vorsteher der Turn-Anstalt, glaube ich, einen Gehalt von 600 Thalern. Die Unzulänglichkeit dieses Einkommens, um ihn und seine Familie zu ernähren, führte er als die Ursache an, aus welcher er Vorlesungen zu halten wünsche. Das Ansuchen darum, machte viele Gesichter erblassen. Eine Erhöhung seines Gehaltes hätte ihn vielleicht bewogen, auf die Vorlesungen Verzicht zu thun; indeß erhielt er die Erlaubniß, sie zu halten, vom Minister des Innern, und als sie im Gange waren, eine Zulage von 200 Thalern vom — Kriegsminister. War Zusammenhang zwischen diesen beiden Bewilligungen, so war dies ein Verfahren in großem Styl. Der

Zweck desselben schien zu zeigen, man fürchte diesen angeblichen Volksleiter nicht, aber man wolle ihn auch nicht Noth leiden lassen. Freilich aber hörte man bei dieser Gelegenheit häufig daran erinnern, daß ein anderer Schriftsteller, der 1806 den Preußischen Staat grob und heftig angriff, schon längst einen Gehalt von 1200 Thalern beziehe, und daß dieser vor wenigen Monaten noch mit 600 Thalern erhöht worden. —

Herr Jahn legte bei diesen Vorlesungen sein Buch „über das Volksthum" zum Grunde; oder vielmehr, es war die von ihm vorbereitete zweite Auflage desselben, was er, mit einigen mündlichen Zusätzen, vortrug. Ich weiß über dies Werk nichts Bestimmtes zu sagen; denn ich bin nie im Stande gewesen, es zu lesen. So weit ich es kenne, fand ich darin theils Gedanken, über welche die hellern Köpfe in Deutschland lange einig waren,

theils Uebertreibungen, theils einseitige Halbwahrheiten, und ganz unerweisliche Behauptungen, alle in einer erkünstelten Kraftsprache vorgetragen, die einfach und populär seyn soll, und mit neugemachten Deutschen Worten verziert ist.

Seine Vorlesungen waren natürlich wie dies Werk, nur daß er eine Menge von Anspielungen, Anzüglichkeiten und Derbheiten einmischte, die er denn doch selbst für den Druck nicht geeignet finden wird. (So soll er z. B. eines Tages gesagt haben: so oft man ein Gesetz erlassen, sahe man sich genöthigt, ihm einen vierspännigen Wagen mit Erläuterungen nachzusenden. Ein andermal: »Preußen habe seinen Marschall Vorwärts, aber auch seinen Marschall Rückwärts. Es sey indeß natürlich, daß Jemand nicht Feldherr seyn könnte, der nicht Herr in seinem Hause sey.")

Diese Keckheit, oder vielmehr Ausgelassenheit ist es vorzüglich, warum ihn manche Furchtsame für gefährlich halten, in ihm einen Volksführer sehn, wenn eine Revolution einträte. Ich bin überzeugt, daß er keine wünscht, und daß man im Allgemeinen den politisch-literarischen Sprechern und Schreiern in Deutschland, zu viel Ehre erzeigt, wenn man ihnen Wichtigkeit beilegt. Sehr wenige abgerechnet, die aber meistentheils nicht in Berlin leben, sind es Pedanten, die allenfalls eine augenblickliche Verwirrung der Ansichten bei ihren Gleichen veranlassen können, aber nie die öffentliche Meynung beherrschen. Vielleicht ist einer oder der andere unter ihnen, der etwa Talent genug hätte, einen Tumult zu erregen; einen solchen, der einen politischen Plan durchzuführen vermöchte, kenne ich nicht. Ueberhaupt könnte das jetzige Deutschland im schlimmsten Falle wohl hier

und dort in Konvulsionen gerathen; aber eine Revolution ist unmöglich, — wenn es sich selbst überlassen bleibt.

Sechszehnter Brief.

Als ich vor zwanzig Jahren zum ersten Mal nach Deutschland kam, und den Standpunkt seiner schönen Literatur kennen lernen wollte, nannte man mir die neuesten Werke von Wieland, Göthe, Herder, Schiller und etwa fünf oder sechs Schriftstellern vom zweiten Range, als das merkwürdigste Neue. Man machte mich auf drei oder vier Taschenbücher aufmerksam, unter deren Herausgebern gleichfalls Schiller und Göthe waren, auf eben so viel Monats-Schriften, wiederum von Schiller, Göthe, Wie-

Land und ein Paar andern Männern, die, wenn auch nicht poetisches Genie, doch anerkannt guten und feinen Geschmack, besaßen. Man nannte mir endlich die allgemeine Literatur-Zeitung als den höchsten gelehrten Richterstuhl, dessen Aussprüche zwar nicht immer unfehlbar und gerecht, doch aber geistvoll waren, und nach Gründlichkeit strebten. Was sonst der literarische Tag hervorbrachte, eiferte diesen Mustern nach, und war fast durchgehends mit dem sichtbaren Wunsche gearbeitet, etwas Bleibendes zu liefern. Selbst in den Monats-Schriften bemühte man sich, etwas so Gehaltvolles zu liefern, daß sie für wichtige literarische und wissenschaftliche Sammlungen gelten konnten. Die Tagesneuigkeiten der Literatur und Kunst beschränkten ihren Umlauf beinahe ganz auf die drei oder vier Oktavblättchen, welche Wielands Merkur monatlich gab, und auf das Intelligenz-

blatt der Literaturzeitung. Jede Notiz die sie gaben, galt für ein literarisches Ereigniß, das mit Wichtigkeit behandelt wurde.

Als ich im Jahr 1816 nach Deutschland zurückkehrte, und mich nach dem Neuesten und Wichtigsten der schönen Literatur umsah: mir war als träte ich in die Höhle der Cumäischen Sybille. Mit jedem Posttage flatterten mir fast aus jedem Winkel Nord-Deutschlands Tagesblätter entgegen, die über jede selbst nur theatralische Kleinigkeit ausführlichen Bericht erstatteten, sogar einander ausschrieben und eifrig bestritten. Nicht nur von dem Vortrefflichen, auch von dem Schlechtesten, was irgend wo geleistet war, wollte man das Publikum unterhalten, und that es nicht selten mit Anmuth und Geist. Man brauchte nur ein Paar schlechte Verse, oder die Ausführung irgend einer Nebenrolle auf irgend einem Theater irgend einer kleinen Stadt versucht

zu haben, um in ganz Deutschland nach zwei Wochen bekannt zu seyn. Hinz und Kunz schrieben: kein Wunder, daß Hans und Jürgen von ihnen als wichtige Männer besprochen wurden. Neben dem raschen Fluge der Neuigkeiten in den Tagesblättern, schien der Gang der Monats-Schriften schon schwerfällig zu schleichen; und eigentliche Bücher, Romane ausgenommen, gewann man selten Zeit, durchzugehn. Dieselbe Erscheinung zeigte sich auch in allen Fächern der ernstern Literatur, und häufig und ziemlich laut waren die Klagen der ältern Schriftsteller und Buchhändler, über diese Ausartung, bei welcher keine soliden Werke mehr gedeihen könnten.

Auch ich theilte anfangs diese Ansicht. Bald indeß bemerkte ich, daß die sogenannte Ausartung, eigentlich nur die Gestaltung sey, welche die Literatur nothwendig annehmen müsse, um recht kräftig in das Leben ihrer

Nation überzugehn, den höchsten Grad der Nützlichkeit zu erlangen. Eben die einzelnen Fächer der ernsten Literatur, und die soliden Werke der vorigen Jahrzehenden waren es, was mich auf den Nutzen der Tageblätter aufmerksam machte. Wie langsam war sonst der Gang der Wissenschaften! Hatte Jemand irgend eine neue Idee hervorgebracht, oder eine wissenschaftliche Entdeckung gemacht, so schrieb er ein Buch darüber; ja, ein Buch mußte es werden, sonst nahm kein Buchhändler es leicht in seinen Verlag auf. In der nächsten Messe wurde es versandt; und wenn es schnell ging, wurde sein Inhalt in der nächstfolgenden Messe durch neue Bücher geprüft. Glaubte der erste Verfasser der Vertheidigung nöthig zu haben, so gab er sie in der dritten Messe, wieder in einem Buche. So schlich denn jede Debatte von Messe zu Messe jahrelang hin. Die Monatsschriften

gaben den Wissenschaften schon einen sechsmal schnellern Gang, indem sie die Meßtermin-Verhandlungen, in monatliche verwandelten. Mit den Tagesblättern endlich sind den Wissenschaften Flügel gewachsen, und ihre Verhandlungen haben fast die Raschheit einer gesellschaftlichen Unterhaltung gewonnen. Daher die ungeheuern und schnellen Fortschritte, welche beinahe in jedem Fache der Kenntniß in den letztern Jahren gemacht wurden. Freilich läßt sich nicht läugnen, daß sich in das schriftstellerische Gespräch auch viel Geschwätz mischt, und vieles mit Uebereilung ausgerufen wird, was erst genauer hätte überlegt werden sollen. Aber was schadet das? Die tauben Körner, die so ausgeschüttet werden, verweht der Wind; die halbreifen werden durch die Sonne der Oeffentlichkeit schnell gezeitigt; die vollkommnen aber tragen in kürzerer Frist dreimal Frucht, als man sonst

nöthig hatte, ihre erste Aussaat vorzubereiten.

Noch wichtiger als für die Wissenschaften, ist die allgemeine, schnelle Konversation der Schriftstellerei, für die eigentlichen Lebensverhältnisse, für die Geltendmachung des Rechts, und für die Verhütung oder Bestrafung des Unrechts. Es läßt sich in dieser Rücksicht vielleicht nichts Kräftigeres zu ihrem Lobe sagen, als der Fluch jenes rohen Offiziers in Süddeutschland war. Bei einem Tanzgelage, erzählte man, zog er den Degen gegen einen Bürger, weil dieser ihm nicht seine Braut zu einem unsittlichen Walzer überlassen wollte; aber er stieß die Klinge schnell wieder in die Scheide, »weil,« sagte er, »man in dieser verdammten Zeit keiner bürgerlichen C——— den Rücken bläuen dürfe, ohne daß in acht Tagen die Zeitungen funfzig Meilen in der Runde Zeter schrieen.«

Siebenzehnter Brief.

Auch auf die Politik hat sich die literarische Debatte ausgebreitet. Deutschland gewinnt immer mehr die Gestalt eines offnen Marktplatzes, auf dem sich die Bürger rücksichtlos über die Angelegenheiten ihrer Gemeinde unterhalten. Die Schriftsteller übernehmen dabei das Geschäft der Redner, und die Zeitschriften sind gleichsam die Bühnen, von denen herab sie zum Volke sprechen. Unstreitig muß das für manche Kabinette und Regierungen viel Unbequemes haben; noch mehr aber für gewisse Beamte, die gern willkührlich schalten möchten. Wie ist es leicht möglich, etwas geheim zu halten, wenn man von einigen Millionen Zeugen beobachtet wird, die sich ihre Bemerkungen laut mittheilen? Und wie große Sorgfalt fordert das Verfahren,

wo jede Maßregel ihrer Rechtlichkeit, ihren Zwecken und Mitteln nach, öffentlich geprüft und beurtheilt wird. — Den Beamten die in ihren Wirkungskreisen gern selbst die unumschränkten Monarchen spielen möchten, läßt sich nichts rathen, als daß sie sich bessern; die Regierungen hingegen, die wirklich gerecht und wohlwollend sind, können in der gegenwärtigen Lage der Dinge selbst Mittel finden, ihre Unterthanen zum freudigen und daher vollkommnern Gehorsam zu stimmen, und die Kabinette, den Geist ihrer Völker zur feurigsten Unterstützung ihrer Pläne zu entflammen.

Merkwürdig ist es, daß Süd-Deutschland hierin dem nördlichen zuvorgekommen ist. Dort haben mehrere Höfe schon seit einer Reihe von Jahren geschickte Federn in Sold (— Ich verstehe darunter Schriftsteller, die ihre Talente nicht dazu anwenden, das

geltend zu machen, was ihnen selbst recht und wahr scheint, sondern was man ihnen zu verfechten aufträgt. Im alten Griechenlande hießen solche Leute Sophisten.) — welche die öffentliche Meynung in halb offiziellen Zeitschriften zu lenken suchen. Die meisten derselben stammen aus dem nördlichen Deutschland her: ein Beweis wie leicht es diesem seyn müßte, nicht nur dieselbe Maßregel mit Glück zu ergreifen, sondern sich gewissermaßen die Leitung der öffentlichen Meynung in ganz Deutschland anzueignen. Mir sind indeß nur ein Paar Beispiele bekannt, daß ehemalige laute Tadler der Regierungen, von übrigens mittelmäßigen Talenten, durch Pensionen beschwichtiget wurden, und, um sie doch nicht ganz müßig zu lassen, von Zeit zu Zeit einen unbedeutenden Auftrag erhalten. Freilich besitzt Nord-Deutschland eine große Anzahl von Beamten, die Bildung und Talent

genug haben, in ihrem Fach und zur Vertheidigung der Maßregeln, die sie vollstrecken helfen, als Schriftsteller aufzutreten. Es ist aber mit der Schriftstellerei wie mit dem Tanzen. Wo fast jeder es versteht, ist es gerade am nothwendigsten, Ballette nicht von Dilettanten, die etwa in diesem oder jenem Tanz vortrefflich sind, geben zu lassen, sondern von wirklichen Tanzkünstlern, die jede Aufgabe kunstrecht ausführen können. — Von einzelnen Fächern aus, lenkt man nicht den Gang des öffentlichen Geistes; eine schriftstellerische Veranstaltung aber, es mit der nothwendigen Vielseitigkeit und Allgemeinheit zu versuchen, kenne ich in Nord-Deutschland nicht. Die meisten Regierungen haben hier nicht einmal ein wirklich offizielles Zeitungsblatt. Sie behelfen sich mit einzelnen Bekanntmachungen, welche sie in die gewöhnlichen Zeitungen ihrer Hauptstädte einrücken

lassen, und mit einer strengen Zensur dieser Blätter. Dies Verfahren kommt mir vor, als wenn der Besitzer eines Baches, der stark genug strömt Mühlen zu treiben, und Goldsand führt, sich begnügen wollte, für die Küche aus ihm schöpfen zu lassen, und sich wider sein Austreten zu sichern.

Es müssen Gründe die ich nicht kenne, vorhanden gewesen seyn, welche das Preußische Kabinet bisher abgehalten haben, einen offiziellen Wortführer an das Volk aufzustellen. Es ist zu einsichtsvoll um die Wichtigkeit davon verkannt zu haben, und hat zu viel Humanität und Weisheit, um die Stimmung des Publikums gering zu schätzen. Erst im Frühlinge dieses Jahres, bei Einführung des neuen Staatsrathes, beschäftigte es sich ernstlich mit der Stiftung eines offiziellen Blattes. Sie haben davon ohne Zweifel in den Zeitungen gelesen; vielleicht auch, daß

die Rede gewesen, mir die Redaktion dessel=ben zu übergeben. Erlauben Sie, daß ich Ihnen mittheile, in wie weit ich mit dieser Angelegenheit in Berührung kam, besonders da es auf meine Weiterreise Einfluß hatte.

Eines Morgens in der Mitte des März, besuchte mich der Herr Kriegsrath von Köln, der mit Besorgung eines vertrauten Geschäfts für den Fürsten Staats=Kanzler und den Fürsten Witgenstein, beauftragt ist. Er sagte mir, er komme so eben von dem ersten Büreau=Chef des Staats=Kanzlers. Man habe den Plan eine Staats=Zeitung heraus=zugeben, die ausser den offiziellen Artikeln, auch freie politische Untersuchungen, literari=sche und Kunsturtheile enthalten solle. Ob ich die Redaktion derselben übernehmen wolle?

Diese Anfrage überraschte mich sehr an=genehm. Giebt es irgend ein amtliches Ge=schäft, das Reiz für mich haben, selbst mei=

nen Ehrgeiz entflammen könnte, so wäre es der Auftrag, für eine gerechte und wohlwollende Regierung zum Volk zu sprechen. Nach einigem Nachdenken über gewisse Nebenumstände, erwiederte ich indeß: »Ich erkenne das Ehrenvolle des Vertrauens, das man mir durch einen solchen Auftrag beweisen würde; und da ich ihm glaubte gewachsen zu seyn, würde ich ihn annehmen. Ich bäte indeß, keine bewerbende Schritte von mir zu erwarten. Nur einen Besuch bei dem Minister Staats-Sekretär von Klewitz wolle ich machen.« Herr von Köln billigte das, empfahl mir aber zugleich, die Sache geheim zu behandeln.

Ein vertrauter Freund von mir fand meine Antwort zu stolz. Wer weiß, ob Sie ihm nicht beistimmen. Ich machte ihn aufmerksam, in welche verfängliche Lage ein Geschäft der Art einen Mann setzen müsse, der seinen

Charakter nicht an sein Amt verlieren will. Das einzige Mittel dazu schien mir, die ganze Sache nicht als eine befördernde Versorgung zu behandeln, sondern als eine ehrenvolle Aufforderung, zu einer Leistung, deren man nöthig habe; als eine Auszeichnung die eben sowohl der Festigkeit meines Charakters gelte, als dem geistigen Vermögen das man mir zutraue. Er war befriedigt. Sind Sie es auch? Auf jeden Fall handelte ich meiner Eigenthümlichkeit gemäß, und hatte darin Recht.

Noch an demselben Morgen machte ich dem Minister Staats-Sekretär, auf dessen Gewogenheit ich aus frühern Zeiten her rechnete, meine Aufwartung. Ich erzählte ihm die erhaltene Anfrage und meine Antwort, und fügte die Bitte hinzu, sich dafür zu verwenden, daß ich, wenn der Plan ausgeführt würde, nichts mit dem gewöhnlichen politi-

schen Zensor, dem geheimen Rath Renfner, zu thun bekomme. Der Mann schiene mir ohne Plan, ohne Grundsätze, oft ohne Gedanken zu verfahren. Herr von Klewitz versprach mir, um was ich ihn bat, setzte aber hinzu: wenn eine Staats-Zeitung wirklich zu Stande käme, würde sie wohl ganz zensurfrei erscheinen. Beim Weggehen erinnerte er sich sehr gütig der frohen Abende, die wir vormals in dem Hause eines gemeinschaftlichen Freundes zugebracht hätten.

Zu meiner Beschämung gestehe ich, daß mir bei dieser Erinnerung erst einfiel, daß jener Mann, wenn die Staats-Zeitung erschiene, wenigstens die Hälfte seines Einkommens, das er einem Privilegium verdankte, einbüßen würde. Dafür war ich aber auf keinen Augenblick ungewiß, was ich einem vieljährigen Freunde, der mir manche große Gefälligkeit erwiesen, schuldig sey. Ich theilte

ihm die erhaltene Anfrage mit, und setzte hinzu: »Wehren Sie sich so gut Sie können, ohne mich zu kompromittiren. Gelingt es Ihnen nicht, Ihr Privilegium zu retten, so werden Sie mirs nicht verdenken, wenn ich so gut als ein Fremder, den Auftrag annehme. Er dankte mir mit einiger Betroffenheit, erklärte aber zugleich, sich gar nicht in den Gang der Sache mischen zu wollen.

Ob er seinem Worte getreu geblieben ist, weiß ich nicht; aber der Plan wurde bekannt, und sogleich geriethen alle Parteien in Bewegung. Jede hatte einen andern Kandidaten zur Redaktion, und bot alle Mittel auf, sie ihm zu verschaffen. Es sollen sich sogar eine Menge Schriftsteller geradezu an den Staats-Kanzler gewandt haben, mit dem Gesuch, sie als Mitarbeiter anzustellen. Zwei Wochen vergingen, ohne daß ich etwas Entscheidendes erfuhr; doch erhielt ich Beweise,

die Stimme des Publikums entscheide für mich. Vielleicht war dieses selbst ein Grund, den gewisse Leute gegen mich geltend zu machen suchten. Die Verzögerung langweilte mich; der Kampf der Parteien, dem ich meinem Vorsatze treu, müßig zusah, war mir widerlich: ich beschloß also kurz und gut, meine längst entworfene Reise an den Rhein zu beschleunigen. Während meiner Abwesenheit, dacht' ich, müsse die Sache sich entscheiden, und geschähe es für mich, so würde man mir ja wohl eine Aufforderung nachsenden. Indeß, belachen Sie nur meine Zerstreuung, unterließ ich, dem Herrn von Köln meine Adresse nach Frankfurt zu geben.

Ich erhielt während meiner sechswöchentlichen Reise keine Nachricht, wohl aber hörte ich in Frankfurt am Main, die Redaktion sey einem Herrn von Oelsner ertheilt, dem man in der Geschwindigkeit einen literarischen Ruf

zu machen suchte. Das bestimmte mich, meinen Rückweg nach Hause, gar nicht über Berlin zu nehmen, und ich führte es aus.

Schon war ich fast zwei Monat wieder in Liefland, als ich einen Brief aus Berlin erhielt, voll Vorwürfen, daß ich die günstigen Nachrichten und die Aufforderung zur schnellen Rückkehr, weder beachtet, noch beantwortet habe. Drei Tage später bekam ich endlich auch jenen ersten Brief, von dem der andere sprach. Er scheint in Frankfurt und wieder in Leipzig, ein Paar Tage nach meiner Abreise eingelaufen zu seyn. Von letzterm Orte nahm ihn ein Reisender für mich mit, und vergaß ihn in seinem Portefeuille.

Spiel des Zufalls, wenn es einen giebt!

Zweites Buch.

Briefe, auf der Reise geschrieben.

Erster Brief.

Berlin, am 9. April 1817.

Also — ich reise, und schreibe Ihnen, mein verehrter Freund! von den verschiedenen Gegenden die ich durchfliege, und diesem und jenem, was ich dort sah und erlebte. Wie ich erzählen werde? — Ich möchte es machen wie die Klavierspieler, die vor dem Spiel in einigen Akkorden die Tonart angeben, aus oder in welcher das Stück gesetzt

ist, das sie hören lassen wollen. Ich weiß es nicht besser zu thun, als wenn ich Ihnen eine kleine Szene erzähle, die so eben in meinem Zimmer vorfiel.

Indem ich meinen wohlgepackten Koffer abschließen ließ, trat Herr von — zu mir herein. Ich sang ihm entgegen:

„Fröhlich und wohlgemuth,“

Es freut mich, sagte er, Sie wieder heiter zu sehn.

Ich deutete auf den Koffer und sang fort:

„Wandelt gesundes Blut“

Er: Wie, jetzt eine Reise?

Ich:

„Ueber den Main und Rhein,“

Er: Ich hoffe, Sie scherzen!

Ich:

„Feldein, weltein!“

Er: Es ist ja nicht die Jahreszeit dazu.

Ich:

„Geht der Weg grad o'r krumm,“

Er: Jetzt, da die bewußte Angelegenheit dem Abschluß nahe ist, wär' es sehr unpassend.

Ich:

„Nennt man es klug o'r dumm,“

Er: Wie wird man darüber glossiren!

Ich:

„Schiert sich nicht drum!“

Er: Ihre Feinde werden triumphiren, die boßhaftesten Auslegungen machen.

Ich:

„Schiert sich nicht drum!“

Mein ernsthafter Freund war nahe daran, böse zu werden. Ich eilte, ihn zu besänftigen, indem ich ihm die Gründe und den Plan meiner Reise auseinander setzte.

Nicht um die wissenschaftlichen oder artistischen Merkwürdigkeiten zu sehn, nicht um

Bekanntschaften zu machen oder einzelne Gegenden zu beschauen, will ich reisen, sondern um mir im Ganzen eine eigne Ansicht der Physiognomie des Landes, des Volkes und seiner gegenwärtigen Stimmung zu erwerben. Wäre die Jahreszeit dazu geeignet, so würde ich zu Fuße gehn oder reiten. Da das aber im Anfange des Aprils nicht gut möglich ist, so wähle ich die Art des Fortkommens, die sich jener Art des Reisens am meisten nähert. Ich reise mit der gewöhnlichen Post, was mir den Vortheil verschafft, mit Leuten auch aus solchen Klassen, mit denen ich sonst in keine Berührung komme, ganze Tage zubringen, und sie offen sprechen zu hören. Bin ich ermüdet, so trete ich im besten Gasthofe ab, den ich finde, bringe ein Paar Tage zu, die Stadt in ihren höhern Zirkeln kennen zu lernen; und hab' ich mich hinlänglich erholt, so steige ich wieder in den Postwagen, wo

ich gewiß bin, Gefährten zu finden, deren Gespräche mir wieder neue Ansichten in die eigentliche Volkswelt eröffnen, welche man auf Reisen anderer Art, besonders im eignen Wagen, gerade am wenigsten in der Nähe sieht. Komme ich in Gegenden, in welche die meinige allzu beschwerlich wird; was hindert mich, dann wieder einmal ein Paar Tagesreisen in einem Miethwagen, oder einer Postkalesche zu machen?

Herr von — schüttelte auch über diesen Plan den Kopf; aber da seine Einwürfe im Grund doch immer nur darauf hinaus liefen, es sähe nicht genug vornehm aus, und würde sonderbar beurtheilt werden, so ließ ich mich nicht irre machen. Der Tadel der meisten Menschen über Dinge, die an sich gleichgültig sind, sagt eigentlich nur, daß sie selbst anders handeln würden. Ich sehe aber nicht ein, warum ich so verfahren soll, wie

es andern behagen würde, zu handeln, und nicht, wie es mir behagt. Jeder Mensch, sagte Herder einst, hat seinen eignen Schritt, und wandelt am sichersten fort, wenn er darin bleibt. Wer den eines Andern nachahmt, stolpert oder ermüdet sehr bald.

Es bleibt demnach bei meiner Reiseart, und von der Ausbeute, die sie mir gewährt, will ich Ihnen die Hauptzüge mittheilen. Wohl verstanden: vom Text, selten nur von den Anwendungen oder Noten die ich mache. Dergleichen mögen Sie selbst hinzufügen. Ich werde rufen: Ich sah, ich sah! Sie mögen dann stille dabei denken: „Das bedeutet," oder »also« und »folglich," oder — was Sie wollen.

Mit ruhiger Unbefangenheit blicke ich nun, so nahe vor meiner Entfernung, auf Berlin zurück, das ich vielleicht in langer Zeit, vielleicht niemals wieder sehe. Ich faßte Ihnen

so gern die Summe meiner Beobachtungen über diese Residenz, in einige kurze Sätze zusammen: aber es geht einem fatal, wenn man über einen Gegenstand, über den man schon öfter so wahr und gut man nur konnte, sprach, noch einmal sprechen soll. Das Beste was einem einfällt, ist immer das Alte; und jede Aenderung scheint zu schwächen oder zu übertreiben.

So erinnere ich mich, daß ich einst hier am Orte drucken ließ, »Berlin sey nicht sowohl eine große Stadt, als ein Bündel kleiner Städte, die zufällig ein gemeinschaftliches Theater haben.« Was mich zu dieser Bemerkung bewog, dauert noch fort, oder vielmehr, es ist wiedergekehrt, seitdem die Zeit der gemeinschaftlichen Leiden und Gefahren vergangen sind. Trotz der allgemeinen Gewerbfreiheit, welche die Zunftschranken entfernt hat; der Verschmelzung der Französi-

schen Kolonie mit den übrigen Einwohnern, in Rücksicht der Gerichtspflege, ungeachtet endlich der allgemeinen Militärpflichtigkeit, zerfällt die Bevölkerung Berlins immer noch in mehrere Massen, die ein ganz getrenntes Interesse haben, eine verschiedene Lebensweise, verschiedene Ansichten u. s. w. und von denen jede fühlt, daß ihr Bestehn gar nicht davon abhängt, daß es der andern wohlgehe. Nur den Unterschied finde ich, daß jetzt auch die Zahl der Zivil-Söldner zu einer eignen Stadt angewachsen ist, da sie sich sonst nur den andern Massen oder Städten anschloß. Seitdem von Errichtung der Landstände die Rede ist, wodurch das Volk als eigner Körper dastehn würde, fühlen sich die Besoldeten von ihm gesondert. Die eigenthümliche Humanität der Preußischen Regierung hat ihre Zahl sehr hoch anwachsen lassen. Denn ausser den wirklich Beamteten,

findet sich eine bald größere, bald geringere Zahl von solchen, die Wartegeld beziehn, das heißt, einen Gehalt, für den sie fast nichts zu thun haben, als sich bereit zu halten, um gebraucht zu werden. Manche bleiben jahrelang in dieser Lage. Ferner findet sich eine große Anzahl von gesunden, brauchbaren Männern, die von frühern Ministern angestellt wurden, weil sie das Vertrauen derselben besaßen, und wieder andere anstellten, denen sie vertrauten; bei dem Wechsel im Ministerium, den Vertrauten des neuen Ministers weichen mußten, aber ihre Gehalte behalten haben, weil sie denn doch einmal dem Staate dienten. Jemand behauptete, die wirklich beschäftigten Beamten des Staats ließen sich aus seinen Besoldeten tripliren. Das ist zu viel gesagt; aber das Dupliren wäre vielleicht möglich. —

Fragen Sie mich über den öffentlichen

Geist? Wieder weiß ich Ihnen nur etwas schon Gesagtes zu wiederholen, nämlich: die größeste Veränderung die ich gegen ehemals bemerke, ist, daß die Schulmeisterei, die sonst höchstens aus den Fenstern der Studirzimmer dozirte und schalt, auf den Marktplatz vorgedrungen ist, und sich in Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens, des Geschmacks und selbst der Politik, mit geballten Fäusten geltend zu machen sucht.

In Rücksicht der gesellschaftlichen Zirkel? Je nun! In zehn Jahren ist hier, wie überall, aus jedem Hänschen ein Hans, aus Käthchen eine Käthe, aus jedem sittsam lüsternen Lenchen eine Magdalena in der genießenden Station geworden, die nach wieder zehn Jahren in die büßende übergetreten seyn wird. Unbedeutende Zufälligkeiten abgerechnet, findet sich zwischen der lebenden Generation und der vorhergehenden und der folgenden, nicht

mehr Verschiedenheit, als zwischen derselben Wiese im vorigen Jahr, im gegenwärtigen und künftigen, — wenn nicht etwa Ueberschwemmungen eintraten, die statt der nützlichen Kräuter, harte oder giftige Wasserpflanzen aufschießen ließen, — was ich Berlin nicht nachsagen möchte.

Zweiter Brief.

Kassel, den 16. April.

Angekommen bin ich hier, das kann ich nicht läugnen. Aber wenn mir's ein Anderer erzählte, ich würde es kaum glauben, so beschwerlich und gefahrvoll war die Reise. Bei der Erinnerung daran, bin ich immer versucht, erst nachzufühlen, ob ich wirklich alle Arme und Beine mitgebracht.

So dringend man mir in Berlin empfoh= len hatte, nicht über Kassel, sondern über Leipzig nach Frankfurt zu gehn, wählte ich doch den ersten Weg, weil ich Kassel auch sehen wollte, und wenn ich den Rückweg über Leipzig nahm, den Vortheil hatte, noch einem Theil der Messe beizuwohnen. Es war ein schöner heiterer Frühlingsmorgen, an dem ich Berlin verließ. Ohne mich auf= zuhalten ging ich durch Potsdam, dessen todte Schönheiten, nachdem ich sie einmal ge= sehen, keinen Reiz für mich besaßen. Kaum hatte ich zehn Meilen gemacht, so übte der April sein Zwitterrecht, Winter oder Som= mer zu spielen: es wehete kalt, und fiel so= gar hoher Schnee. Ich dachte: der Himmel bereitet mir eine doppelte Stärkung; er fügt zu der Bewegung des Wagens, noch den Ge= nuß einer kräftigen Frostluft. So wickelte ich mich in meinen Pelz und fuhr wohlgemuth

weiter, auch durch Magdeburg ohne zu verweilen. Jenseits lernte ich den Schnee als eine Wohlthat ansehen. Es war die Verordnung eingelaufen, zur Abkürzung des Weges solle künftig die Heerstraße — ich glaube von Harzgerode — nicht über Stolberg, sondern über Friedrichs-Höhe nach Nordhausen gehen. Die Postmeister schienen zu glauben, ein solcher Befehl reiche hin, die Heerstraße zu schaffen. Ohne Rücksicht auf die Jahreszeit, in welcher auch die besten Wege schlecht zu werden pflegen, und auf die Nähe der Nacht, mußte der Postillon die neue Richtung nehmen. Sie führte durch fast unwegsame Gegenden, wo der Wagen alle tausend Schritte in Löcher versank, und mit der Hacke und Winde herausgearbeitet werden mußte, sich in künstlichen Krümmungen durch dichte Baumgruppen drängte, steile Hügel hinan und herab, am Rande jäher Abhänge fort-

schwankte. Fünf Stunden Weges kosteten wenigstens zehn Stunden Zeit. Es ward Nacht. Wäre der Postillon Andreas nicht ein wahrer Virtuos im Fahren gewesen, und hätte nicht der Schnee geleuchtet, so könnten Sie mir jetzt eine Grabschrift machen, statt diesen Brief zu lesen. Gleichviel! Dem bestimmten Befehl des General-Postdirektors war bestimmter Gehorsam geleistet. Hätte er befohlen, die Straße solle durch die Elbe gehen, statt über sie hin, vermuthlich hätte man uns trotz allen Gegenvorstellungen hineingekutscht.

Meine Reisegefährten waren fast lauter Militärs. Da ich mich nicht auf die Feinheiten der kriegerischen Abzeichen verstehe, hielt ich sie für Offiziers von ohngefähr gleichem Range: denn ihr Benehmen gegen einander war artig, zwanglos und freundschaftlich. Erst gegen das Ende der Reise erfuhr ich,

daß zwar der eine von ihnen Hauptmann und der andere Ober-Lieutenant, die andern aber bloß Feldwebel waren. Sie hatten blutige Feldzüge mit einander gemacht: so etwas streift die Kleinigkeit der Rangverschiedenheiten ausser dem Dienste, ab. Am meisten wirkte aber wohl die neue Einrichtung des Heeres, die, wenigstens vorläufig, dem braven Manne aus jedem Stande gleiche Aussichten aufs Fortschreiten eröffnet.

Der Zufall gab uns ein noch mehrsagendes Wahrzeichen von der Umgestaltung der Verhältnisse. Ein ziemlich junges Frauenzimmer hatte mit einem Kinde, in Magdeburg sich in den Hintergrund des Wagens gesetzt, ohne daß ich's bemerkt hatte. Ich war daher sehr überrascht, als ich unvermuthet die Stimme und Aussprache der Madame Händel-Schütz, mit allen ihren kleinen Eigenheiten, hinter mir ertönen hörte.

Ich sah mich um und bemerkte auch ihr Mienenspiel, aber an einer Gestalt der alles dieses gerade nicht natürlich zu seyn schien. Ich schloß, sie sey eine Schauspielerin, die etwa vor kurzem jene berühmte Frau gesehen habe. Bei der Erkundigung wer sie sey, die sich leicht einleiten ließ, nannte sie sich aber Generalin Creuzer. Ihr Paß nannte sie eben so und fügte noch ihren Familiennamen, von Schierstädt, hinzu. Ich hatte mich indeß doch nicht geirrt: die Frau Generalin war bei einem kleinen Theater in Thüringen, ich glaube zu Schwarzburg, für das Soubretten-Fach angenommen, und reisete dahin. Da der Französische General Creuzer, so viel ich weiß, noch lebt, so stellten wir mancherlei Muthmaßungen auf, die sie aber nicht für gut fand, zu bestätigen oder zu widerlegen.

Vor dem ersten Hessischen Orte, Witzen-

hausen, sah ich auch die ersten Weinberge, und beim Eintritt ins Posthaus bemerkte ich im Winkel des Vorgemaches eine Weinkelter. Ich bat mir sogleich aus Neugier eine Flasche von hiergebautem Weine aus. Die Postmeisterin sagte mir, man erndte hier keinen. Ich deutete auf die Kelter hin, erhielt aber die Antwort, das sey eine Essigpresse. Nicht Wein- sondern Essigberge waren also die mit Reben prunkenden Hügel? Keine vielversprechende Ueberraschung beim Eintritte in ein Land.

Fast so oft der Wagen in einem Hessischen Orte anhielt, hörten wir sogleich rechts und links Bäche durch die Gassen rauschen. Ich vermuthete einen Ueberfluß von Fischen, und bat einen Gastwirth, mir zu Mittage Forellen zu kochen. Der treue Hesse fuhr auf, wie der Geist von der Wunderlampe, als Aladdin ihm befahl, ein Roc-Ey zu schaffen.

»Ich Fische kochen?« — Je warum denn nicht, wenn Sie welche haben. — »Alle Fischerei ist herrschaftlich.« — Aber der Bach hier fließt Ihnen ja beinahe ins Haus. Die Fische müssen Ihnen fast von selbst in den Kessel schwimmen. — »Was uns von Fischen in die Hände kommt, liefern wir in die kurfürstlichen Teiche ab.« — So ißt wohl in Hessen Niemand Fisch, als der Hof? — »Das nicht! Einige Fischereien sind verpachtet.« — Das ist eine gute Maßregel, sagte ich, um die Fische in hohem Preise zu erhalten. Sonst äße wohl Jeder sie halb umsonst.

Beim Weiterfahren bat ein junger wohlgekleideter Mensch, um Erlaubniß, sich mit auf den Wagen zu setzen. Er hatte eine Flinte bei sich. Haben Sie eine gute Jagd gemacht? fragte ich ihn. »Bewahre!« sagte er, »die Jagd ist herrschaftlich. Das kur-

fürstliche Mandat erlaubt uns nichts zu schießen, als kleine Vögel, die nicht singen.» Das heißt Sperlinge. Nicht wahr? — »Nun freilich.» — Es läßt sich nicht läugnen, in den kleinen Staaten herrscht eine sehr sorgfältige, Alles beachtende Ordnung.

Da Wasser und Luft, oder doch ihre Bewohner, dem Kurfürsten gehörten, lag es sehr nahe, mich zu erkundigen, wie es denn mit den Produkten der Erde stehe? Diese gehören wirklich ihren Erbauern, wenn sie nämlich die sehr nennenswerthen Abgaben von jedem Acker richtig erlegt haben. Auch darf der Bauer von seiner Heerde schlachten, was er will, wenn er sich die Freiheit dazu vorher erkauft. Sollten diese löblichen Einrichtungen auch in vielen andern Gegenden Deutschlands getroffen seyn, so sieht man wohl, wie Recht man in gewissen andern großen Staaten daran thut, sich die Lehrer

der Staatswirthschaft aus den kleinen deutschen kommen zu lassen. Es ist ja wirklich schauderhaft, wie z. B. in Rußland jeder der ein Stück Land besitzt, darauf schießt und fischt wie ihm beliebt, und essen darf was er hat, ohne Jemand ein Wort davon zu sagen.

Dritter Brief.

Kassel ist bekanntlich eine schöne Stadt. Fast möchte ich sie die schönste in Nord-Deutschland nennen. Wenigstens kenne ich dort keinen öffentlichen Platz, dem ich nicht den Königsplatz zu Kassel vorziehen möchte. Das Straßenpflaster ist eben wie eine Diele. Die Umgebungen sind zu herrlichen Gartenanlagen benutzt. Die Gemälde-Gallerie, das Marmorbad mit seiner Ueberladung an Bild-

säulen, das Museum, die Orangerien und endlich noch die Wilhelms-Höhe mit ihren Herrlichkeiten, sind von ungeheuerer Kostbarkeit, besonders für einen so kleinen Staat. Einen so schneidenden Kontrast damit macht die Stille die in der Stadt herrscht, noch mehr aber der trübe, ja dumpfe Ernst, der aus dem ganzen Wesen der Einwohner spricht. Jemand der sich hier einige Zeit aufgehalten hatte, behauptete, wenn man in Kassel herzlich lachen höre, könne man ohne Gefahr dreie gegen eins verwetten, es sey ein Fremder.

Sollte nicht ein Zusammenhang zwischen den Schönheiten Kassels und der finstern Stimmung seiner Einwohner seyn? Mir schienen sie verbunden, wie Ursache und Wirkung. Unwillkührlich dachte ich hier immer an die mürrischen Mienen eines Mannes, der eine durch Reize und Geist gleich berühmte Frau

besaß. Sie wandte freilich ihre Schönheit und ihren Witz nur an, Fremde zu bezaubern, und der geschmackvolle Putz den sie für Andere anlegte, richtete die Kasse ihres Mannes zu Grunde.

In Kassel herrscht überall eine Sparsamkeit, die tiefe Armuth anzudeuten scheint, und auf das Stocken aller Gewerbe schließen läßt. Der Geldgeschäfte haben sich auch hier die Juden so bemächtigt, daß es in Kassel nur einen einzigen christlichen Banquier giebt. Der Buchhandel ist sehr gering. Die Haupthandlung ist nur ein Nebenzweig einer andern in Marburg. Sie hat fast gar keine eigne Verlagsartikel. Die neuen Schriften, die anderwärts erscheinen, kommen spät her, viele gar nicht; und mitten in Deutschland giebt es eine prunkende Residenzstadt, die von der Deutschen Literatur wenig zu erfahren scheint.

Die Gasthöfe in Kassel sind sehr einfach eingerichtet und öde. An der Wirthstafel des ersten unter ihnen, fand ich in der Regel nur vier Gäste. Das kurfürstliche Theater hat ein ärmliches Innere und ist so unfreundlich, daß ich so oft ich hineinging, kaum eine Stunde darin ausdauern konnte. Seine Einnahme soll gering seyn. Wer von den Einwohnern im Stande ist, die Bühne zu besuchen, hat sich abonnirt; und wenn das Abonnement einmal ungültig ist, bleibt das Haus fast leer. Diese Erscheinung ist bedauernswerth um der Schauspieler willen. Ob glänzende Talente unter ihnen sind, weiß ich nicht; unverkennbar aber spielen sie mit so großem Eifer, daß sie Alle Virtuosen zu seyn verdienten.

Vielleicht mag Kassel um zehn Jahr früher nicht heiterer und wohlhabender gewesen seyn, als gegenwärtig; sicher aber sind die

Einwohner jetzt trüber gestimmt, als jemals. In ihrer Seele lebt die Erinnerung einer Zeit, in welcher Kassel die Hauptstadt eines vier bis fünfmal größern Staates war, dessen Einkünfte hier mit Verschwendung verzehrt wurden. Daß dieses nun anders werden müßte, schwebte den Kaßlern wohl nicht vor, als sie im Jahr 1813 einige Tage lang so enthusiasmirt waren.

Nord-Deutschland mit seinen vielen Städten, welche die Ansprüche und den mühsam erzwungenen Glanz einer Hauptstadt zur Schau tragen, ob sie gleich nur der Mittelpunkt kleiner Provinzen sind, kommt mir vor wie ein zu dicht bepflanzter Garten, worin jeder Baum seinen Gipfel um so schneller und weiter in die Höhe treibt, je weniger er Raum hat, durch Ausbreitung der Aeste, seine naturgemäße Gestalt anzunehmen. Das Schicksal solcher Pflanzungen ist, daß vier Fünftel

der Bäume verdorren, und zwar die am höchsten getriebenen zuerst; die überlebenden aber gewöhnlich so lange ein sehr verkrüppeltes Ansehen behalten, bis sie alles um sich her erdrückt haben, was sie beenget.

Nachschrift. Unter den hiesigen Schauspielern ist ein Herr von Ziethen, der sich, ich weiß nicht warum, den Beinamen Liberati gegeben hat. Auch das ist mir unbekannt, ob nachtheilige Glücksumstände, oder Ueberspannung irgend einer Art ihn auf diese Bahn geführt hatte. An sich ist die Erscheinung unbedeutend. Nur als Seitenstück zu den adlichen Gastwirthen, von denen ich in einem frühern Briefe sprach, und zu der Generalin Creuzer, war sie mir merkwürdig.

Vierter Brief.

Gestern habe ich denn auch die Wilhelms-Höhe besucht. Das Wetter war unfreundlich; aber ich hatte keine Zeit zu verlieren, und so setzte ich mich lieber der Gefahr aus, ein Paar von den dortigen Herrlichkeiten nicht zu sehn, als jener, abreisen zu müssen, ohne da gewesen zu seyn. Diesen Umstand glaube ich Ihnen sagen zu müssen, da er vielleicht Einfluß auf mein Urtheil hat.

Ich war so glücklich, einen jungen liebenswürdigen Mann, von Br———, zum Gefährten zu erhalten. Wir fuhren bis zur Löwenburg. Diese in ihrer Art schön ausgeführte Spielerei, mit ihren theils wirklichen, theils nachgeahmten Alterthümern, beschäftigte uns so angenehm, daß wir erst nachdem wir über die Zugbrücke zurückgekehrt

waren, uns darauf besannen, was sie eigentlich sey. Da aber fiel mir wieder die Betrachtung schwer aufs Herz, daß sie mitten in einem kleinen Staate liege, dessen Bewohner einem dürftigen Boden nur selten einige Wohlhabenheit abzwingen können, und dessen Verwaltung die strengste Sparsamkeit üben zu müssen scheint, um nur ihre laufenden Ausgaben zu decken; dessen kräftigste Jünglinge einst bei Tausenden —— Doch diese Nebengedanken liegen so nahe, daß es wohl wenig Beschauer der Wilhelms-Höhe giebt, bei denen sie nicht aufsteigen sollten.

Wir gingen weiter. Den Winterkasten mochten wir nicht ersteigen, weil der Weg dorthin noch voll Schnee lag, und die Aussicht von dort aus nicht schöner seyn soll, als aus der Löwenburg. Von dem blechernen Herkules und seiner geräumigen Keule kann ich Ihnen also weiter nichts erzählen, als

daß ich ein Paar Mal zu ihnen hinauf sah. Sie ließen mich sehr gleichgültig. Auch die große Kaskade sahen wir nicht, weil sie so früh im Jahre noch nicht zu fließen pflegt. Nach dem was man von ihr sagte, glaube ich nicht viel verloren zu haben. Das Wasser strömt eine Treppe von ein Paar hundert Stufen herunter. Da diese Stufen aber nur niedrig sind, und das Wasser nur einen Zoll Tiefe hat, bildet sich daraus nichts als ein ungeheurer schiefstehender Spiegel, der beim Sonnenschein freilich sehr glänzen mag. Daß seine Einförmigkeit schön sey, kann ich nicht glauben. Auf jeden Fall war das, was wir wirklich sahen, schöner.

Wir standen hinter einer Gruppe von alten Bäumen, hinter denen sich eine Felswand mit mehrern Gipfeln hinzog. Plötzlich rauschte es hoch über uns. Wir sahen empor. Ueber einen dieser Gipfel stürzte sich, unver-

muthet für uns, schäumend und tosend eine große Wassermasse herab. Indem wir hinaufstaunten, rauschte es rechts und links und hinter uns noch stärker. Von zehn oder zwölf andern bemoosten Felsenspitzen sprangen ähnliche Ströme herab. Alle sammelten sich in ein ziemlich breites Kanalbette neben uns, und strömten fort. Man führte uns einen Fußpfad durch den Wald hinab. Unerwartet sahen wir das forteilende Wasser sich unter einer Brücke durchdrängen und so stark in einen Abgrund voll Steinen stürzen, daß sie in ungeheuern Schaumwogen wieder bis zur zitternden Brücke hinauf stieg. Von dieser furchtbar schönen Wogenhölle wendete sich unser Weg wieder ab. Wir kamen in einen Kanal, in welchem die Flut längs der Bergseite aufwärts zu fließen schien. Wir wendeten um eine Waldspitze und standen neben einem alten Gemäuer, das eine von Pfeilern

getragene horizontale Spitze frei heraussteckt. Ehe wir fragen konnten, wovon diese Ruine herrühre, warf sich von dieser Spitze eine Wolkensäule von Wasserstaub herab, der sich unten zu einem Strom sammelte und einige hundert Schritt weiter einen breiten offnen Wasserfall gewöhnlicher Art bildete. Endlich standen wir am Fuß der Höhe vor dem großen Becken, in dem sich das Wasser, das alle diese Wunder gethan, sammelte. Plötzlich hüpfte es an einer Stelle einige Fuß hoch auf; im folgenden Augenblicke einige Fuß höher, und in der zweiten Minute schon stieg ein prächtiger Stral in die Luft empor, dessen Höhe man uns, wenn ich mich recht erinnere, auf hundert und funfzig Fuß angab.

Wir erkundigten uns wie der Künstler hieße, der diese Zauberwerke geschaffen habe? Es war unser Führer selbst. Indem ich

Worte suchte, ihm meine Bewunderung aus- zudrücken, sahe ich ihn, meinem Gefährten, der kein Wort sprach, tiefe, tiefe Bücklinge machen. Er hatte ihm einen Dukaten in die Hand gedrückt. — — Jetzt gab unser Führer nach dem Berge hinauf ein Zeichen mit dem Hut. Das Rauschen aus dem Walde wurde leiser und leiser; der Wasserstral nie- driger, und verschwand endlich ganz. Das Schauspiel war geendet. Mit einer Art dank- barer Rührung stiegen w' wieder in den Wagen.

Leider denkt nicht Jeder so erkenntlich. Man erzählt von einem Reisenden, der nach- geforscht habe, wie viel die Wilhelms-Höhe mit ihrem Wasserspiel gekostet? Er habe be- rechnen wollen, ob der Pachtertrag sämmt- licher Fischereien im Lande, die Zinsen jener Summen abwürfe, und behauptet, die bra- ven Hessen würden die Fische die sie fangen,

selbst essen dürfen, wenn der Berg da noch die Gestalt hätte, welche die Natur ihm gab.

Der abscheuliche Mensch! Nun ich denke, er wird seiner Strafe nicht entgehen. Was wollen Sie wetten, er wird niemals in Deutschland Hofrath werden!

Fünfter Brief.

Kassel kommt mir vor wie ein schönes Weib ohne Geist. Es ist reich an wissenschaftlichen und Kunstmerkwürdigkeiten, aber sie ruhen fast ohne Nutzen zu geben. Der Staat ist zu klein, als daß sie für ihn lebendig angewandt werden könnten. Die Kunstakademien der kleinen Deutschen Ländchen können wohl überhaupt nicht viel mehr werden als Winkelschulen und kaufmännische Spekulationen.

Betrachtet man in denselben doch auch die Universitäten fast nur als Mittel Geld ins Land zu ziehn, und behandelt sie so.

Die kurfürstliche Bibliothek soll ansehnlich und besonders reich für das Studium der Altdeutschen Literatur seyn. Ich habe sie nicht besucht, weil es überhaupt nicht Genuß für mich ist Büchersammlungen zu besehn, die ich nicht Zeit habe zu benutzen; dann aber auch, weil ich mich vor der Altdeutschen Gelehrsamkeit des Bibliothekars, Herrn Grimm, fürchtete. Ich finde das enthusiastische Studium des Mittelalters nicht bloß langweilig, sondern es scheint mir ein schlimmes Symptom. Nur diejenigen Zeitalter und Völker, denen die Kraft fehlt, selbst etwas Bedeutendes zu thun oder zu schaffen, legen einen übertriebenen Werth darauf zu wissen, was andere thaten oder schufen. Eine Nation ohne Gelehrte ist roh

und kann nur langsame Fortschritte zur Bildung machen. Eine solche aber, bei der die Gelehrsamkeit gleichsam ein Lebensgeschäft aller Stände geworden ist, hat ihre schöne Zeit in Rücksicht der Künste überlebt; und was noch schlimmer ist, sie pflegt ihrem politischen Untergange nahe zu seyn. Unzähligemal wiederholt und nackt steht diese Erscheinung in der Geschichte da. Sie zu erklären ist leicht. Das allzu sorgfältige Betrachten der Vergangenheit raubt dem Blicke die unbefangene Schärfe für die Gegenwart; wo das Wissen überschätzt wird, ist man leicht ungerecht gegen das Talent, und gelehrtes Räsonnement gilt mehr als genialische Ansichten und Thatkraft.

Kurz und gut, ich sah die Bibliothek nicht; wohl aber die Gemälde-Gallerie und das Marmorbad. Die Säle der erstern haben nicht, wie die vorige Einrichtung war, die

Beleuchtung von oben. Diese ist daher überhaupt so schlecht, daß sich vor mehrern Gemälden gar kein Standpunkt finden läßt, um sie zu besehen; und die zwischen den Fenstern hängenden, sind fast nicht zu erkennen. Das war mir um so mehr fatal, da die Gallerie so reich ist an trefflichen Werken. Sie hat viele Rembrands, Potters, besonders schöne Schalkens u. s. w. Viele Gemälde, selbst manche Rubens, lagen noch in den Seitenzimmern aufeinander.

Das Marmorbad ist ein einzeln stehendes Gebäude in einem Garten. In der Mitte eines mit Bildsäulen und Basreliefs überladenen Saales ist eine mit Marmor gefutterte Vertiefung, in die man mehrere Stufen hinabsteigt, und die eine auf Säulen ruhende Kuppel über sich hat. Sie zu füllen, sind die gewöhnlichen Vorrichtungen durch Röhren u. s. w. getroffen. Wirklich gebraucht

mag diese Anstalt wohl sehr selten seyn, denn sie hat manche Unbequemlichkeiten. Die Statuen u. s. w. sind bekanntlich von einem Hessischen Künstler in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts theils zu Rom, theils in Kassel selbst gearbeitet. Es sind lauter mythologische Personen. Ich sah einige vortreffliche Köpfe darunter, aber die meisten Darstellungen sind geschmacklos gedacht, und mit einer widerlichen Kleinlichkeit ausgeführt. So erinnere ich mich dort eine Nymphe Callisto gesehn zu haben, die vor Diana steht, um ihr Urtheil zu empfangen. Damit der Beschauer ja genau wisse, wovon die Rede sey, hat der Bildhauer der armen Nymphe einen gewaltig aufgetriebenen Unterleib gegeben, auf den eine andere mit dem Finger hindeutet, indeß eine dritte, wenn ich mich recht erinnere, ihr die eine aufgedrungene Brust mit drei Fingern drückt. Ist das nicht

eine Uebersetzung der Ilias in einem Holländischen Bauern-Dialekt? Doch im Vertrauen, mein theurer Freund! den runden Bauch dieser Callisto glaube ich mehr oder weniger in allen Arbeiten neuerer Künstler zu finden, die einen Gegenstand aus der alten Mythologie entlehnten. Die Götterlehre der Griechen und Römer lebt nun einmal nicht mehr für unsere Phantasie. So ist es denn auch jetzt dem entschiedensten Talent (dem Genie will ich keine Gränze bezeichnen;) unmöglich, seinen Götterbildern jenes überirdische Leben anzuhauchen, das der Hauptreiz der antiken Meisterwerke ist. Sie werden schöne oder häßliche Menschen mit Attributen, sonst nichts.

Doch genug von Kunstwerken, da ich hier doch nicht viel über sie sagen kann. Gern erzählte ich Ihnen nun noch von dem kleinen, aber sehr interessanten Zirkel von Gelehrten, in welchem ich hier angenehme Stunden

verlebte. Rücksichten halten mich ab; doch eine Merkwürdigkeit, die in ihrer Art wohl einzig ist, kann ich nicht übergehn. Hier lebt ein Gelehrter, der in seinem ausgebreiteten Berufszirkel für den besten Geschäftsmann gilt, den Kassel besitzt, der aber zugleich seit mehr als dreißig Jahren die dramatische Dichtkunst in allen ihren Fächern sehr eifrig übt, ohne — Erstaunen Sie nicht? — jemals eins seiner Werke dem Publikum, oder auch nur seinen Freunden mitgetheilt zu haben. Also ein vollkommen geheimer Liebeshandel mit den Musen! Als er mir seine stillen dichterischen Vaterfreuden vertraute, fiel mir der Seufzer ein, der Göthens Spinnerin entschlüpft:

Was ich in der Kammer still gesponnen,
Muß doch endlich an die Sonnen!

Ich glaube, das Publikum wird Ursache ha=

ben, es freundlich zu empfangen. — Morgen reise ich ab. Aus Frankfurt mehr.

Nachschrift. Eben da ich abreisen will, fordert man mir für eine Aufenthaltskarte und die Visirung meines Passes einen Viertel-Kronenthaler ab. Das ist eine Kleinigkeit, aber doch auch zugleich ein Beweis, daß die alte zwanglose, zutrauliche Zeit für Deutschland entflohen ist. Ein Paß, um aus einem Deutschen Ländchen ins andere zu fahren! Eine Aufenthaltskarte, wenn man sich zweimal vier und zwanzig Stunden an einem Orte ausruhen will! Ist das etwas anders, als die Ausdehnung des Leibzolls, den sonst nur durchwandernde Juden erlegten, auf alle Reisende? Und diese Französischen Gebräuche werden sich in Deutschland erhalten; man hat Sporteln daran geknüpft.

Sechster Brief.

Aus Frankfurt am Main.

Das Schicksal scheint meinen Plan bei der Reise im Postwagen begünstigen zu wollen, indem es mir eine mannigfaltig wechselnde Reisegesellschaft giebt. Diesmal waren meine Gefährten fast lauter Studenten, die nach Heidelberg gingen. Zwar hatten mehrere von ihnen auch einen Feldzug nach Frankreich mitgemacht; gleichwohl aber war die Welt die sich in ihren Unterhaltungen vor mir aufthat, unendlich von jener verschieden, in die mich das Gespräch der Militärs, die mich nach Kassel begleiteten, blicken ließ. Fürchten Sie aber nicht, daß ich Ihnen etwas davon erzählen werde. Nicht dergleichen Dinge selbst, sondern die Schlüsse, die sich aus ihnen ziehen lassen, sind wichtig. Ihnen so etwas

mitzutheilen, bin ich aber jetzt nicht aufgelegt. Bin ich denn nicht in Frankfurt, dem lebenvollen, frohen, schönen Frankfurt? In der Mitte der ersten Süd-Deutschen die ich besuche; eines Völkchens, das seine Freiheit mit glücklicher Emsigkeit benutzt, sich Reichthümer zu erwerben, und das Erworbene mit dem Gefühl der Selbstständigkeit genießt? Ein Schauspiel, das für mich unaussprechlich anziehend ist.

Es ist gerade Messe. Man klagt, sie sey schlecht. Das scheint indeß nur die fremden Kaufleute zu treffen, ohne die Frankfurter selbst zu verstimmen. Für diese ist das Resultat auch wohl immer dasselbe, mögen es nun Engländer oder Deutsche seyn, welche die meisten Waaren verkaufen. Einer der ersten, neben dem ich heute Mittag bei Tische saß, lächelte vor sich hin, bei den Klagen mehrerer Deutschen, daß sie nichts absetzen

könnten. »Die Messe ist nicht schlecht,“ sagte er endlich zu mir. »Ich habe Alles verkauft, und hätte noch einmal so viel los werden können.“ — Aber zu sehr geringen Preisen, bemerkte ich ihm. — »O, erwiederte er, wir haben in England von den bankrott gewordenen Fabriken noch wohlfeiler eingekauft, und die Regierung hat ungeheuere Vorräthe, zur Unterstützung der Fabrikation, erstanden, deren Verkauf um jeden Preis, ein Gewinn ist.“ — Tröstliche Aussicht für Deutschland nicht nur, sondern für den ganzen Continent! Ein Schweizer-Fabrikant sagte mir, er habe von seinem Tüchervorrath nicht das Geringste verkauft, und werde ihn daher für ein anderes Jahr wegpacken lassen, selbst aber sogleich abreisen, um daheim die meisten seiner Arbeiter abzudanken. Dieselbe Maßregel haben bekanntlich sehr viele Fabrik-Herren in den meisten Gegenden Deutschlands

treffen müssen. Man kann annehmen, daß die Verschleuderung Englischer Waaren auf dem festen Lande wenigstens achtmal hunderttausend Menschen zu Bettlern gemacht hat. Für Deutschland wenigstens scheint es mir unumgänglich nothwendig, daß man eine der beiden Maßregeln wähle, entweder gewissen Arten der Fabrikation durch Gesetze zu entsagen, oder den Eingang der Englischen Fabrikate zu verhindern. Einen Mittelweg gehen zu wollen, wäre das Verderblichste.

Aber was fängt man mit den müßig gewordenen Fabrikanten an? Mich dünkt, es ist ein großer Mangel in der Volkserziehung, daß nicht jeder Jüngling aus den untern Volksklassen dazu angehalten wird, die erste und natürlichste Kunst des Menschen zu erlernen, ehe er sich einem andern Fache widmet. Wie man in den meisten Ländern dafür gesorgt hat, daß Jeder lesen und schreiben

lerne, und wie jeder junge Mensch jetzt in verschiednen Staaten sich im Gebrauch der Waffen üben muß, sollte Jeder, ehe er zu einem andern Gewerbe zugelassen würde, beweisen, daß er den Pflug, die Sichel und den Dreschflegel zu führen wisse. Dann hätte er auf Lebenszeit eine Hülfsquelle, die ihm nie versiegen würde, wenn sein anderweitiges Gewerbe stockte oder aufhörte. Im alten Rom führte mehr als ein großer Feldherr abwechselnd den Kommando-Stab und den Pflug. In Nord-Amerika verließ Washington seine Landwirthschaft, um seinem Vaterlande ein Heer zu bilden und die Freiheit zu ersiegen. Als es geschehn war, kehrte er zum Anbau seiner Aecker zurück. Ich sehe nicht ein, warum ein Raschmacher oder Zitzweber, wenn der Fabrik-Herr ihn entläßt, nicht im nächsten Dorfe anfragen sollte, ob es etwas zu mähen oder zu pflügen gäbe? Selbst

ganze Schaaren arbeitsloser Fabrikarbeiter sogleich als Landwirthe anzusiedeln, giebt es in allen Ländern Europa's wüste Strecken genug. Freilich aber müßte die Lage der Landbauer nicht so seyn, daß auch sie das Auswandern für ihre letzte Rettung ansähen.

Siebenter Brief.

Einen besondern Reiz giebt es meinem kurzen Aufenthalte hier in Frankfurt, daß ich so manchen alten, theuern Bekannten nach einer langen Reihe von Jahren hier wieder sehe, manche bisher nur schriftliche Verbindung in eine persönliche umwandeln kann.

Unter den erstern ist der Legations-Rath von Gerning, ein Schriftsteller voll Kenntnissen mannigfacher Art, ein Dichter von

größerer Bescheidenheit als hundert andre die nicht zur Hälfte sein Talent besitzen; ein gefälliger zuverläßiger Freund. Vor zwanzig Jahren lebten wir in Weimar, in Herders Hause viel mit einander: eine theure Erinnerung! Dem Glücklichen gab das Geschick früh eine sorgenlose Lage, und bewahrte ihn vor jeder Erschütterung derselben. Auch fand ich ihn nach zwei Jahrzehenden in jeder Eigenschaft die mir ihn ehemals lieb gemacht, nur reifer, nicht geändert.

Unter den letztern ist mir der Geheime Rath von Willemer der liebste und wichtigste: ein Greis voll Jugendfeuer und hoher Genialität, der wohl nur deßhalb nicht zu den großen Schriftstellern Deutschlands gehört, weil er es reizender fand, das Leben in seinen schönsten Verhältnissen mit geistvoller Konsequenz zu behandeln und zu genießen, als Werke zu schaffen; und die Gunst

des Schicksals mit Geschmack zu benutzen, als um die des Publikums zu buhlen.

Auch den Maler Macco sah ich hier wieder, um dessen willen ich vor fünfzehn Jahren zuerst mit der „Zeitung für die elegante Welt" in Streit gerieth. Ohne ihn genau zu kennen, vertheidigte ich ihn damals gegen eine ungerechte Herabsetzung, durch die man einen andern Maler damals erheben wollte. Jetzt begrüßten wir uns als Freunde. Ein Besuch den ich seinen Gemälden machte, war ein Triumph für mich. Er ist geworden, was ich selbst nach den Fehlern seiner damaligen Arbeit, von ihm erwartete, ein wahrer, trefflicher Künstler. Seine Kompositionen sind voll zarten Sinnes und anziehenden Liebreizes. — Auf der jüngsten Gemälde-Ausstellung zu Berlin sah ich auch die neuesten Arbeiten seines ehemaligen Rivalen. Sie hatten eben das Grelle und die korrekte

Steifheit, wie das bestrittne Gemälde vor funfzehn Jahren. Er war schon damals Alles was er werden konnte. Macco ist fortgeschritten, weit über ihn hinaus, und hat jugendliche Regsamkeit genug, noch einen weiten Weg zurück zu legen.

Der gesellschaftliche Ton zu Frankfurt ist derselbe, den man in allen großen Handelsstädten zu finden pflegt, wo die ab- und zureisenden Fremden aus allen Klassen, gleichsam einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung ausmachen: ein geistvolles Gemische, das sich aber mehr durch Liberalität als durch Feinheit auszeichnet. Die Frankfurter selbst haben in ihrem Benehmen eine gewisse markigte Keckheit, die überall den Republikaner zu karakterisiren pflegt. Viele derselben sind weit entfernt, es für eine Begünstigung zu halten, daß ihre Stadt zum Sitz der Bundesversammlung ausersehn wurde. Sie füh-

len sich durch die Ansprüche der fremden Diplomaten, vorzüglich der jungen, beeinträchtigt, gleichsam nicht mehr Herr im eigenen Hause. Wie ich sonst wohl bemerken hörte, daß mit einem General leichter auszukommen sey, als mit einem Fähndrich, ist man hier mit den Gesandten viel zufriedner, als mit den Legations-Sekretären; ja, man äußerte hier und dort den Vorsatz, bloß um der letztern willen, die Bälle auf dem Kassino aufhören zu lassen. Die Bemerkung, die ich gegen die Klagen der Frankfurter schönen Welt aufstellen hörte, daß die Stadt eigentlich nur um der Bundesversammlung willen frei geblieben sey, verletzt mehr als sie beruhigt. Auch glaube ich, daß die politische Bestimmung der Stadt, keinen Einfluß auf die Geschichte ihrer Bälle haben müsse.

Wie dem auch sey, für den Fremden hat Frankfurt durch die Anwesenheit der Bundes-

versammlung ein eigenthümliches Interesse gewonnen. Auf einem Ball, den der Baron Leonhardi den übrigen Gesandten gab, hatte ich das Glück, sie alle nebst ihren Familien zu sehen, und viele von ihnen kennen zu lernen. In Berlin sagten böse Zungen, die meisten Höfe hätten nur solche Männer hergesandt, deren Talente sich mehr dazu eigneten, vor dem Publikum zu glänzen, als wirklich wichtige Geschäfte zu leiten. Gewiß ist es aber denn doch, daß sie einen höchst interessanten Zirkel bilden. Jemand sagte: es ist keiner unter diesen Gesandten, der nicht sogleich wirklicher Legations-Rath werden könnte. In einem gewissen Sinne ist das ein so großes Lob, daß — es auf sich beruhen mag.

Ich hoffe, Sie erwarten nicht, daß ich Ihnen von den Begebenheiten des Balles selbst etwas erzählen werde; aber ein Frag-

ment eines Gesprächs, das ich mit einem Ungenannten während des Tanzes in einem Seitenkabinet hatte, glaube ich Ihnen doch mittheilen zu müssen. Wir sprachen von der Zukunft Deutschlands. Mit einem Seufzer sagte er: »Vor dem Ausbruch der Französischen Revolution glich das Deutsche Reich einem Schiff, das mitten auf dem Meere von einer langen Windstille gefesselt wird. Jeder geht dann behaglich seiner Phantasie oder seinem Nebengewerbe nach. Frohe Späße werden gewechselt, Spiele getrieben, und Jeder vergißt die Bestimmung des Ganzen. Das Schlimmste war: im Deutschen Staats-Schiffe hatte man das Gesetz nicht beobachtet, das ehemals jedem Holländischen Seefahrer vorschrieb: Syn Schip moet syn met Katten well verzien; und weil denn die Reichs-Katte fehlte, oder vielmehr vor Alter nicht mehr fing, zerfraßen die Mäuse,

Segel und Tauwerk. Die Französische Windsbraut brach aus: — Wer kennt nicht die Geschichte des kläglichen Strandens, bei welchem de old Katte gar starb! — Nach unsäglicher Havarie ist das Schiff zwar wieder flott geworden, aber Segel und Seile sind deshalb noch nicht wieder hergestellt, und en nije Katt, die der Holländische Schiffer, wenn er die alte verlor, am ersten Landungsorte zu kaufen verpflichtet war, hat man noch nicht finden können. Wer weiß sogar, ob es vielen mit dem Suchen rechter Ernst ist. Auf jeden Fall können Sie mir glauben, gefunden ist sie noch nicht, und bis dahin —»

»Aber nicht wahr, der Zirkel den wir hier versammelt sehn, ist eben so glänzend, als merkwürdig?»

Achter Brief.

Auch darin hat Frankfurt noch den Karakter der alten begüterten Reichsstadt behalten, daß seine Bürger lebendige Vorliebe für die Werke der schönen Kunst besitzen, und nicht selten große Summen darauf verwenden. Man findet hier viele treffliche Privat-Sammlungen von Gemälden, und noch vor ganz kurzer Zeit hat ein reicher Kaufmann seiner Vaterstadt eine große Sammlung und ein bedeutendes Kapital vermacht, das zu ihrer Aufstellung und Vergrößerung verwendet werden soll. Man hat beschlossen, das zur Stiftung einer eigentlichen Kunst-Schule zu benutzen.

Es liegt ausser meinem Plan, Ihnen von allem dem Schönen zu erzählen, was ich in einzelnen Häusern sah. Nur einen Besuch,

den ich bei Danneckers Ariadne machte, glaube ich nicht übergehn zu müssen.

In dem Bethmannschen Garten ist der Statuen- und Abgüsse-Sammlung des Besitzers ein eignes Gebäude gewidmet. Man führte uns in ein Seitenkabinet desselben, das gleichsam zum Tempel jener Ariadne eingerichtet ist. In der Mitte thront sie erhaben nachläßig auf ihrem gewaltigen Thiere. Rund herum sind wohlgepolsterte Sitze, damit man sie in gemächlicher Behaglichkeit von allen Seiten bewundern kann. Die Fenster wurden, sobald wir eintraten, mit rothseidnen Vorhängen verschlossen, was die Beleuchtung in ein schönes Dämmerlicht verwandelte. Wir überließen uns dem Genuß, und lobten das Kunstwerk und die Anstalten, die man zu seiner vortheilhaften Erscheinung getroffen, in die Wette. —

So ganz gut berechnet waren diese letztern indeß doch nicht. Urtheilen Sie selbst!

In unserer Gesellschaft befand sich einer jener bedenklichen Kenner, die vom Bewundern bald zum Untersuchen übergehn, nicht bloß nach Eindrücken urtheilen, sondern nach Gründen. Nun bemerkte ich öfter, wenn ich die Worte meiner Bewunderung an ihn richtete, daß er den Blick vergleichend seitwärts wandte. Der meinige folgte endlich seinem Auge, und ich traf auf einen andern Ariadnen-Kopf, einen antiken. Die Verschiedenheit in dem Karakter beider fiel mir auf. Der alte Kopf drückte weiblichen Wollust-Sinn in heroischer Herrlichkeit aus; der neue erhabnen Ernst. »Ist Ihnen die Fabel von Ariadne ganz gegenwärtig?" fragte mich der Mann. O, ja! antwortete ich schon ziemlich kleinlaut. Denn will man auch nicht mit jenem gelehrten Holländer, in der Fabel die

verkappte Geschichte einer vornehmen Wollüstigen erblicken, die sich aus Verzweiflung über die Untreue eines Geliebten, dem Trunk ergab: — ein leichtfertiges Mädchen, das aus Liebe zu einem jungen Fremdlinge, Vater und Vaterland verrieth und verließ, dann von ihm wieder verlassen wurde, und das der rücksichtslose Weingott nur um ihrer Schönheit willen zu sich erhob, ist die Ariadne der Fabel doch immer. Wer einen andern Karakter in ihrer Darstellung ausdrückt, hat keine wahre Ariadne gebildet.

Gleichviel! sagte ich trotzig. Was hindert mich, in dieser majestätisch-schönen Frauengestalt auf dem gezähmten Raubthier, die Muse der Geschichte zu sehn, die auch der unumschränktesten Tirannen-Gewalt ihr Recht wiederfahren läßt.

»Sehr artig!« erwiederte er; »aber Mädchen sind die Musen doch auch!« Und

zugleich strich er leise über den Nacken der Bildsäule hin.

Nun glaubte ich denn freilich zu bemerken, daß etwas an demselben fehle. »Wo ist,« sagte der Mann, »jener dreieckigte Muskel, der am weiblichen Nacken immer stark hervortritt und an ihm sehr bedeutend ist? (Die Mönchs-Kappe heißt er, wenn ich nicht irre.) Auch am Nacken einer Minerva darf er nicht fehlen, wenn dieser ein schöner weiblicher Nacken seyn soll.«

Ich konnte nicht widersprechen und er fuhr fort: »Ich erinnere mich wohl, daß die Götter nicht Blut sondern Ichor in den Adern hatten; aber ob sie sich auch dadurch von den Menschen unterschieden, daß ihre Knochen biegsam waren, weiß ich doch wirklich nicht!« — und indem er so sprach, deutete er auf das Bein hin, das Ariadne dem andern unterschlagen hat. Nicht das Fleisch bloß,

das ganze Unterbein, also der Knochen mit, giebt dem Druck durch eine Beugung nach.

Also wäre diese Ariadne ein verfehltes Karakterbild, bei der sich der Künstler ein paarmal verhauen hat.

»Ich habe es nicht gesagt! Und ein großer Künstler bleibt Dannecker doch.“

Was half mir dieses Lob! Meine Freude an der Ariadne und dem schönen Rosenlicht der rothen Vorhänge war einmal verdorben. Fast möchte ich es mir zur Regel machen, nie wieder Kunstwerke zu besuchen, ehe ich gewiß weiß, daß Niemand in meiner Gesellschaft etwas Gründliches davon versteht! Wäre es nur nicht so anziehend zu erfahren, wie die Nachwelt, von allem Lobgehudel der Zeitgenossenschaft ungeirrt, urtheilen werde.

Neunter Brief.

Heute früh, kam ich von einem Ausfluge zurück, den ich bis nach Mannheim am rechten Rheinufer hinauf, und dann wieder am linken bis nach Mainz hinunter gemacht habe. Ein herrliches Land, aber noch ein trefflicheres Volk! Ueberall fand ich dieselbe Erscheinung: in einer schönen Natur drückende Noth; lebhafte Klagen und doch frohen Sinn. Ihr Nord-Deutschen seyd langweilige Greise gegen eure Brüder in Süd-Westen. Wäre dieser Theil von Deutschland nicht von jeher so sehr zersplittert gewesen, hier würde der Hauptsitz des Nationalgeistes und der Nationalmacht seyn. Das leuchtet mir jetzt schon ein, und doch sagt man mir, daß ein noch viel eigenthümlicheres, kräftigeres Leben Schwaben und den Rheingau, die ich beide

nicht sah, karakterisiren. Auch ist ja hier das eigentliche reine Deutschland. Ihr im Osten seyd ja nur die Nachkommen eines Völkergemisches —

So schnell meine Fahrt auch fortging, ist die Ausbeute, die ich in mein Tagebuch tragen konnte, ziemlich reich. Diesmal erlauben Sie mir indeß, Ihnen nur ein kurzes Bulletin von meiner Reise mitzutheilen, so flüchtig sie selbst war.

In Darmstadt bewunderte ich vor Allem den prächtigen Marstall, der über hundert Bescheller enthält, und in diesem Jahre durch einen großen Bau noch erweitert werden soll. Dann wird er ein wahrer Roßpallast werden. Auch die Menschen mögen in dem weitläuftig und geschmackvoll gebauten Darmstadt recht bequem wohnen. Fast in allen Häusern, nach denen ich mich erkundigte, wohnte nur eine Familie: ein Beweis, daß eben kein großer

Zufluß von Menschen seyn muß, die hier zu leben wünschen; mit andern Worten: daß der Ort nicht nahrhaft ist. Auch sind seine schönen Straßen sehr öde. — Es giebt Städte, die gleichsam ein Produkt der Natur um sie her sind, und diese gehen nie unter, sollten sie auch zehnmal niedergebrannt werden. Sie sind unsterblich, weil ihre Lage den Bewohnern nie versiegende Vortheile gewährt. Es giebt andre, die nur dem Zusammenfluß zufälliger Umstände ihr Entstehn, wohl selbst Glanz und Macht verdanken, aber rettungslos untergehn, wenn sich die Umstände ändern. Das schöne Darmstadt gehört zu diesen. Wenn es je aufhörte eine Haupt- und Residenzstadt zu seyn, würde es wahrscheinlich bald zum unbedeutenden Marktflekken werden.

Deutschland hat sehr viele solche Städte, deren Existenz bloß von seiner Zersplitterung

abhängt, und deren Einwohner nicht leben könnten, sobald kein Hof mehr in ihrer Mitte glänzte. Ich müßte sehr irren, wenn dieser Umstand in der künftigen Geschichte Deutschlands nicht einen wichtigen Einfluß zeigen sollte. — Beiläufig gesagt: sollte er nicht auch die Wurzel einer schon längst als Nationaltugend gepriesenen Eigenthümlichkeit der Deutschen Völker seyn?

— Die Bergstraße fand ich leider noch nicht in ihrem Frühlings-Pompe. Nur hin und wieder blühte ein Mandelbaum. Auch so war die Gegend für mich Nordländer wunderschön. In Heidelberg verbrachte ich nur einen Tag, aber einen so genußreichen, daß ich seinen Zauberreiz nicht durch einen zweiten schmälern mochte. Wer weiß, ob dieser das Poetische des ersten Anblicks nicht in sehr wesentlichen Punkten in matte Prosa verwandelt hätte.

Ich langte um Mittage an, fand eine Tafel, die auf eine reiche Natur schließen ließ, und echten Rheinwein von 1811. Ich ging nach Tische, mit einem jungen geistvollen und fein gesitteten Manne, mit dem ich die Fahrt hierher gemacht hatte, auf den Schloßberg. Alle Schluchten desselben fand ich mit einer romantischen Ueppigkeit von Blüthen und Wohlgerüchen gefüllt. Jeder seiner freien Plätze gab eine so herrliche Aussicht, daß wir uns Gewalt anthun mußten, sie zu verlassen; und jede seiner umschlossenen Baumpartien war wieder so schön, daß es ein Opfer schien, aus ihr ins Freie zu treten. Für mich war es eine Erhöhung des Genusses, hier und dort Gruppen der in Heidelberg studirenden Jünglinge, selbst mit einiger Wildheit, jubeln zu hören. Erst mit dem Untergange der Sonne stiegen wir wieder in die Stadt hinab. Ein Besuch bei

Paulus, den ich noch aus Jena her kannte, und ein zweiter bei dem alten Dichter Voß, den ich vor zwanzig Jahren in Eutin besucht hatte, krönten die Genüsse dieses Tages, und verlängerten sie bis spät in die Nacht. Ich fand Paulus noch feuriger und offener, als ehemals; aber die Politik war es, was ihn jetzt höchst angelegentlich beschäftigte. Voß hatte mehr gealtert; gleichwohl ist auch er noch sehr lebhaft, lebhafter sogar, als vor zwanzig Jahren, sobald das Gespräch gewisse Punkte trifft.

Am folgenden Morgen fuhren wir nach Schwetzingen. Der Frühling war hier gerade weit genug vorgeschritten, um uns ahnen zu lassen, wie schön viele Partien des Gartens einige Wochen später seyn müssen. Seine mannigfaltigen Merkwürdigkeiten sind Ihnen aus Beschreibungen bekannt. Die größte schien mir doch, daß ich zwischen seinen

Springbrunnen einige Rotten Dragoner exerziren sah.

Von Mannheim weiß ich Ihnen nichts zu sagen. Ein furchtbar dichtes Schneegestöber begleitete uns dorthin, und da der Himmel für die wenigen Stunden, die wir dort hätten zubringen können, kein anderes Wetter zu versprechen schien, hielten wir es fürs Beste, nur durchzufahren.

In dem uralten Worms fiel uns die sichtliche Verstimmtheit der wenigen Einwohner auf, die wir sprachen. Sie schien mir zu groß, um ein bleibender Zustand zu seyn, besonders an Rheinländern. Bei einer Nachfrage erfuhren wir Folgendes: Fast das einzige Gewerbe das Worms noch hat, ist der Handel mit Waizen nach Frankreich. Die üppige Landschaft umher hatte im vorigen Jahre besonders reich getragen. Die Stadt hatte mehr als hundert zwanzig tausend Mal-

ker nach Frankreich geschickt und noch viel mehr liegen. Bei den hohen Preisen hofften die Wormser, sich für die langen Leiden des Krieges und ihres provisorischen Zustandes zu entschädigen; unvermuthet aber war aus Darmstadt ein Verbot der Ausfuhr angekommen, und alle Pläne waren vernichtet worden. Konnte man es den Einwohnern übel nehmen, wenn sie in diesem Augenblick, jene Zeit zurückwünschten, in welcher sie selbst noch zu dem Lande gehörten, von dem jenes Verbot sie abschnitt? Und zwar wegen des Mangels in einer Provinz, die durch den Rhein von ihnen getrennt ist, und kein natürliches Interesse mit ihnen gemein hat. Noch dazu, sagte mir ein Wormser, hilft dies Verbot den leidenden Darmstädtern nichts. Wir haben nur Waizen zum Verkauf; und diejenigen Volksklassen, welche Noth leiden, leben selbst in den wohlfeilsten Zeiten nicht von

Waizen, sondern von Roggen, höchstens von Spelz. — —

Nirgend ist mir es so deutlich geworden als hier, wie fehlerhaft es ist, die Völker nach ihrer Sprache diesem oder jenem Staate beizurechnen. Die Gewerbs- und Lebensvortheile sollten darüber entscheiden. Ich bin gewiß, daß manche Einwohner von Worms es in diesem Augenblick für ein Unglück ansehen mögen, Deutsch zu sprechen und daß es wenigstens den meisten Bewohnern des linken Rheinufers sehr gleichgültig seyn mag, Deutsche zu seyn. Sie sind mit allen Hoffnungen auf Wohlstand, an Frankreich geknüpft. Manche bedeutende Fabrikstädte sollen mehr als die Hälfte ihres Handels dadurch verloren haben, daß sie für Frankreich jetzt zum Auslande gehören. Welchen Ersatz kann ihnen dafür der Umstand geben, daß sie wieder zu dem Lande gerechnet wer-

den, in welchem ihre Muttersprache die herrschende ist?

Um doch etwas Merkwürdiges in Worms gesehn zu haben, besuchten wir ein Paar Kirchen. Die katholische Haupt-Kirche hat sieben prachtvoll verzierte Altäre, aber nur einen einzigen alten Geistlichen, sie zu bedienen. Sollten sich indeß nur die Fonds wiederfinden, die sonst zu ihr gehörten, so werden sich auch wohl wieder Geistliche einstellen.

Die evangelische Haupt-Kirche ist mit Gemälden vom ältern Seekatz gefüllt, unter denen ich, so flüchtig ich sie auch nur betrachten konnte, manches Treffliche zu entdecken glaubte. Vor Allen, interessirte mich ein großes Gemälde, das die Szene vorstellte, wie Luther vor dem Reichstage zu Worms, aufgefordert seine Lehren zu widerrufen, dem Kaiser und dem versammelten Reich erklärte:

»Ich kann es nicht! Hier stehe ich. Gott helfe mir!« Dieser Moment war wohl der erhabenste in dem Leben des großen, heldenmüthigen Eiferers.

Der Anblick des Gemäldes erregte bei mir natürlich den Wunsch, den Saal selbst zu sehn, in welchem die Szene vorgegangen. Man sagte mir indeß, er sey freilich noch vorhanden, aber Herr Puhstorius habe vor etwa einem Jahre ihn in einen Holzschuppen verwandelt. Wer ist Herr Puhstorius? fragte ich. — Je, unser vorige Maire. — Der Mann muß selbst eine Merkwürdigkeit seyn. Führen Sie mich zu ihm. — O Sie kennen ihn schon. Er stand ja vor der Thüre, als Sie aus dem Gasthause gingen.

Ich erinnerte mich wirklich da einen langen vierschrötigen Mann in einem braunen Flausrocke gesehn zu haben, mit vollen glü-

henden Wangen und einem Blick voll stumpfen Ernstes. Um Vieles hätte ich es nicht hingeben mögen, daß dies Herr Puhstorius war. Eine solche Erscheinung mußte der Mann seyn, der eins von den historischen Heiligthümern seiner Nation so behandeln konnte. Ja, wäre er noch Katholik; aber er soll ein Reformirter seyn. —

Das Ansehen des alten berühmten Mainz machte, vermuthlich weil ich die Lage der Einwohner durch öffentliche Nachrichten kannte, einen niederschlagenden Eindruck auf mich. Im Fluge besahen wir einige seiner bekannten Merkwürdigkeiten, und wohnten einer gerichtlichen Sitzung bei, vor welcher mündlich plaidirt wurde. Die Sachwalter besaßen gerade keine Redner-Talente; aber sie sprachen mit viel Feuer. Hier wenigstens war die mündliche Verhandlung nicht eine Erscheinung, die Ehrfurcht einflößen konnte. Das

ist indeß kein Einwurf gegen sie. Ihre Nützlichkeit scheint mir entschieden, schon deßhalb, weil sie eine Menge Schleichwege der Chikane ungangbar macht. Die Gründe die man wider ihre Fortdauer am Rhein, aus den Provinzen des östlichen Deutschlands aufstellt, schienen mir immer ihre verschwiegene Hauptwichtigkeit nur darin zu haben, daß die Juristen die man von dort hierher schickt, nicht auf diese Art der Rechtsverhandlung eingeübt sind.

Hier in Mainz blieb der junge Gelehrte, der mich von Frankfurt aus begleitet hatte, zurück, um am folgenden Tage mit dem Marktschiff den Rhein hinunter in seine Heimath zurückzukehren. Statt seiner machte ich Gesellschaft mit zwei jungen Niederländischen Kaufleuten. Wir stiegen um zwölf Uhr in die Kutsche, hielten uns eine Stunde in dem freundlichen Höchst auf, und waren gleich-

wohl bald nach fünf Uhr wieder im großen Weidenhofe zu Frankfurt.

Für einen Nordländer wie ich, der in seiner Heimath wenigstens ein Paar Tagereisen zu machen hat, um aus einer etwas bedeutenden Stadt in eine andre zu gelangen, hat ein solcher Flug, auf den man in acht Tagen ein Dutzend historisch- und politisch-wichtige Städte, und eine ganze Reihe berühmter Gegenden besehen kann, etwas Romantisches, wovon sich die Einheimischen keine klare Vorstellung machen können, und das bei dem Verweilen an einzelnen Orten, zerstört wird. Ein Verlust der mich ewig schmerzen würde, wär' es für mich, daß ich nicht eben so auch den eigentlichen Rheingau durchflog, hätte ich nicht Vorsatz und Hoffnung, es zu einer reichern Jahreszeit zu thun. Jetzt ist der Frühling noch zu jung und ungeschmückt, und ich habe leider nicht Zeit,

sein Heranreifen zum vollen Prunk zu erwarten. Leben Sie wohl! Uebermorgen trete ich meine Rückreise an.

Zehnter Brief.

Weimar am ersten Mai 1817.

Wieder bin ich einen großen Theil von Deutschland durcheilt, durch Hanau, Franken und Thüringen hierher. Ich sah romantische Berg-Gegenden, hochkultuirte reiche Ebenen, ein kräftiges, fleißiges, gebildetes Volk, an vielen Orten mit Mühseligkeiten beladen, die nicht ihre Schuld, und nicht ein von der Natur zugetheiltes Loos sind. Woher stammen sie denn? Nun begreife ich es heller als jemals, wie die Deutschen Schriftsteller auf den sonderbaren Abweg

gerathen können, jede Untersuchung über das was geschehn soll, mit Erörterungen dessen zu überladen und zu verwirren, was einst geschehen ist, statt sich zu einer Ansicht zu erheben, welche sie, ohne Rücksicht auf das was die Deutschen waren, sagen lehrte: »Das sind wir: darum muß das geschehen, wenn uns künftig wohl seyn soll.“ Deutschland mit seinen hundert halb untergegangenen, halb noch stehenden Staaten, kommt mir vor wie die mit Trümmern übersäete Ebene von Palmyra, die sich vor lauter zusammen geworfenen Palästen, nicht wieder bebauen läßt, nicht einmal übersehen. Die vielen kleinen Souverainitäten, die alle aus dem Untergange der Kaisermacht entstanden, erinnerten mich unaufhörlich an das abgebrannte Schloß zu Kopenhagen, wie ich es vor zwanzig Jahren sah. Man klimmte über zertrümmerte Marmortreppen zu großen herr-

lichen Sälen empor, die oben ganz offen waren, und deren prächtige Fußböden große Schutthaufen ihrer eingestürzten Decken belasteten. Aber fast jede Fensterblende war benutzt, ein Häuschen hineinzubauen, worin ein Hausvater und eine Hausmutter ohne Strümpfe und Schuhe, einen Haufen Kinder in zerrissenen Hemden, zur Ordnung rief, vielleicht mühsam erzog, vielleicht unvernünftig mißhandelte. Sollte das zerstörte Prachtgebäude jemals seine majestätische Gestalt und Bestimmung wieder gewinnen, so mußte die erste Veranstaltung sich mit jenen Schwalben-Nestern beschäftigen. Die Bewohner werden über den Verlust ihres Eigenthums gewehklagt haben: aber hätte der König deßhalb nicht in das Seinige zurückkehren sollen? — Wessen Interesse gegen das seiner Nation stößt, ist zu bedauern; aber — —.

Die einzelnen Vorfälle meiner Reise Ihnen aufzuzählen, wäre Geschwätzigkeit. Es waren alltägliche Abentheuer, mir nur wichtig als eine Summe kleiner Beweise für zwei oder drei große Wahrheiten. Nur bei ein Paar Vorgängen will ich verweilen.

Man hatte mich in Frankfurt auf die Ueberbleibsel einer Hofburg von Friedrich Barbarossa aufmerksam gemacht, die ich in Gellnhausen finden werde. Ich hielt dort also ein Paar Stunden an. Diese ehemalige Reichsstadt ist jetzt einer der erbärmlichsten Ackerflecken, der aber in einer nicht reizlosen Gegend liegt. Die Häuser sind auf und ab an ein Paar steilen Hügeln gebaut. Vor der Stadt ist ein Bergpaß, der wahrscheinlich eine historische Berühmtheit erlangt, und den alliirten Mächten den Feldzug in Frankreich erspart haben würde, wenn General Wrede im Herbst 1813 ihn besetzt hätte, statt Na-

poleon in Hanau zu erwarten. Was ihn von dem erstern abhielt, ist so viel ich weiß, nicht öffentlich angezeigt worden, aber die Unterlassung hat wenigstens ein Paarmal hunderttausend Menschen das Leben gekostet.

Nur mit Mühe trieb ich Jemand auf, der mir den Weg zu dem alten Palaste zeigen wollte. Es schien den Einwohnern gar zu sonderbar, daß ein Fremder Lust habe, dies Gemäuer zu besehen. Endlich führte uns ein barfüßiger Bube durch eine Menge kurze und schmutzige Gäßchen vors Thor, und pochte hier an ein Haus, um den Herrn Schullehrer von Gellnhausen zu bitten, daß er uns die alte Kaiserburg öffnen möge. Der Herr Schullehrer der ehemaligen Reichsstadt war auf dem Felde, um Kartoffeln zu stecken. Wir gingen also hin, das Gebäude wenigstens von Aussen zu besehen. Es ist noch immer eine ansehnliche Masse unverwüstlich dicker

Mauern davon übrig, und eine Reihe von zehn oder zwölf ganz erhaltenen Säulen. Wahrscheinlich halfen diese einen Gang bilden, der aus dem eigentlichen Palaste in die Hofkapelle führte, die noch ganz da steht. Sie reizte unsre Neugier so sehr, daß wir eine alte zerbrochene Stiege hinauf kletterten, um zu versuchen, ob die morsche Thüre unsern Kräften nachgeben würde, oder ob wir nicht wenigstens durch die Fenster hineinblicken könnten. Ein Bauer sah von der Straße aus unsern Bemühungen lachend zu, und versprach uns endlich, wenn wir durch seinen Keller gehn wollten, uns in die Hof-Kapelle zu führen. Wir folgten ihm durch ein Paar halb unterirdische Gewölbe, die zu Wein-Niederlagen gedient zu haben schienen, dann wieder einige krachende Treppen hinauf, und standen vor einer Hinterthüre der Kirche, die uns schon von weitem

offen schien. Wir irrten uns indeß. Die Thüre klaffte zwar handbreit, aber inwendig war ein Betstuhl vorgeschoben. Unser Knabe wußte einen Ausweg. Er kletterte durch ein Fenster über der Thüre hinein und es gelang ihm das Hinderniß wegzuschaffen. Endlich — traten wir denn mit großer Spannung in das siebenhundert Jahr alte Heiligthum und fanden das Innere — einer recht schlechten Dorf-Kirche, deren Gutsherrschaft sich etwa mit ganz schmucklosen Sitzen behilft. Diese Hof-Kapelle Barbarossa's hatte nämlich einer Gemeinde bis vor ein Paar Jahrzehenden zu ihren kirchlichen Versammlungen gedient. Weiter hinauf ging also auch die Alterthümlichkeit der innern Einrichtung nicht, und das war ein geringer Lohn für die viele Mühe, die uns das Hineindringen gekostet hatte. Noch neckten wir einander darüber, als sich ein anderer Mann in einer schwarzen

Weste bei uns einfand. Er wurde von unserm ersten erwachsenen Begleiter als »Herr Rektor« begrüßt, und erwiederte das durch ein »Herr Schulze.« Diese Standes-Personen paßten vortrefflich zu der Dorf-Kirche im Kaiser-Palaste. Sie nahmen die kleinen Trinkgelder, die wir ihnen boten, mit freundlichem Danke hin, und wir reisten gleich darauf lachend weiter.

Von Fulda, Eisenach, Gotha und Erfurt, weiß ich Ihnen nichts zu erzählen, als daß die Straßenbettelei, die uns empfing, sobald wir das Frankfurter Gebiet verlassen hatten, überall fast mit derselben Heftigkeit verfolgte. Ein trauriger Kontrast mit den blühenden segenreichen Gegenden in denen es geschah.

In Weimar empfingen mich zu theure Erinnerungen, als daß ich auch hier nur hätte durchfliegen sollen. Der Anblick des Ortes,

in welchem ich mit noch jugendlichem Gefühl drei glückliche Sommer verlebte, und wo ich mich durch die Freundschaft eines großen Deutschen geleitet, für Deutschland auszubilden suchte, bewegte, rührte mich fast. Ich konnte mir es nicht versagen, einige Stunden mit ihm zu verbringen.

Ich beredete meine Reisegefährten, hier einige Stunden zu verweilen, um das berühmte Schauspiel zu besuchen. Ich selbst stahl mich von ihnen hinweg und eilte allein in den Park, nur von einem Lohnbedienten begleitet, dem ich sorgfältig befahl, mir in großer Entfernung zu folgen. Lachen Sie mich Sechsundvierziger aus, wenn Sie wollen: der Anblick des Gartens machte mich fast weich. Ich wage selbst nicht zu verbürgen, daß mir bei mancher Erinnerung, die mir aus einzelnen seiner Partien wie eine freundliche Geistererscheinung entgegen trat,

nicht eine Zähre unbemerkt die Wange herabschlich. Schon war es volle Dämmerung, als ich mich ermüdet oder vielmehr erschöpft, auf die Bank niederließ, die an der Bergwand unter dem Römischen Hause steht. Ich hatte erst keinen Menschen im ganzen Park gesehen. Jetzt hörte ich plötzlich starke Schritte auf meinen Sitz zukommen. Es war nur mein Lohnbediente, den ich ganz vergessen, der mich aus den Augen verloren hatte und mich suchte. Ich that einige halb gedankenlose Fragen an ihn. Der Name — — 's kam darin vor und der Mensch sagte, die Tochter des Genannten würde darüber wohl die beste Auskunft geben. — — Tochter? Die Worte machten, daß ich aufsprang. Man hatte mir in Berlin von ihr traurige Schicksale und ihren Tod erzählt. Nun erfuhr ich auf meine eilende Erkundigungen, sie lebe noch; sie lebe glücklich; sie lebe hier in Weimar. Der Mann

erzählte mir es noch, als ich schon mit starken Schritten in die Stadt zurück eilte, gerade nach ihrer Wohnung. Ich ließ mich als Fremder melden, ohne meinen Namen. Sie rief mir ihn aber freundlich entgegen, wie ich ins Zimmer trat. Nach zwanzig Jahren erkannte sie mich noch beim ersten Blick. Auch ich hätte sie überall wieder erkannt, hatte sich gleich die aufblühende sittsame Jungfrau, die ich als den Schmuck ihres väterlichen Hauses zurückließ, zu einer sorgsamen Familienmutter umgestaltet, die mir eine ganze Reihe blühender Kinder vorstellen konnte. Auch in ihrem Gatten umarmte ich einen alten Freund. Von der Wand herab blickten die Gemälde ihrer, auch mir so unaussprechlich theuern Eltern Erinnerungen herab, die mich immer inniger fesselten. Jetzt war mir es unmöglich geworden, mich so rasch von Weimar loszureißen. Bei meiner Rückkehr in den Gasthof,

nahm ich Abschied von meinen Reisegefährten, und ließ sie ihren Weg allein fortsetzen.

Eilfter Brief.

Ebendaher, am folgenden Tage.

Mein erster Gang heute früh war wieder in den Park. Er war mir so neu anziehend in der Morgenbeleuchtung, als gestern in der abendlichen, ob er mir gleich ganz andere Erinnerungen vor die Seele rief. Als ich diese Abweichung bemerkte, fand ich auch bald die Ursache davon. Es waren Abendszenen, in welche mich die Dämmerung des Abends zurück versetzt hatte. Der frische sonnenhelle Morgen erweckte, was ich vor zwanzig Jahren in ähnlichen Frühstunden gedacht, gesehn,

gefühlt. So sehr mechanisch wirkt die Aussenwelt auf unsern Geist, wenn wir uns gehen lassen.

Es giebt indeß noch einen andern Ort bei Weimar, der mir einst lieber war, als dieser Park, und ich beschloß, ihn sogleich zu besuchen. Ich ging aus dem Stern über die Landstraße vor dem Thore weg, und suchte am Rande des Webicht den wohlbekannten Fußpfad auf, den ich sonst täglich über die Wiesen am Ufer der Ilm nach Tiefurt zu gehen pflegte. Statt seiner fand ich einen Pfahl mit einer Tafel deren Inschrift bei 8 gr. Strafe verbot, einen Fußpfad zwischen der Chaussee und der Ilm einzuschlagen. Der Tafel gegenüber zählte ich die 8 gr. ab, um sie sogleich erlegen zu können, und brach nun queer durch das Gesträuch des Webichts, den Hügel hinab, um meinen lieben Fußpfad wieder zu suchen. Ich fand ihn auch

wirklich, mit allen seinen Primeln und Wasserpfützen wieder. Jede Stelle, wo ich sonst mühsam an diesen letztern vorbei auf der Bergwand geklettert war, glaubte ich wieder zu erkennen. In meinem Leben bin ich in keinem Garten mit so großem Genuß gelustwandelt, als hier, wie man zu sagen pflegt, durch Busch und Brache. Eine Veränderung fand ich indeß doch auch schon hier. Der Fußpfad führte nicht mehr wie sonst zu der Tieffurter Brücke, sondern bog viel früher zu einem langen hölzernen Steige ab, der über die Ilm führte. Auf diesem gelangte ich zu einer Schenke. Offenbar verdankte also der Fußpfad sein Daseyn nicht mehr den gebildeten Spaziergängern aus Weimar, sondern etwa nur noch den Boten, welche die Bedürfnisse der Schenke aus der Stadt holten. Ich gestehe Ihnen, daß mich diese Bemerkung sehr verstimmte: aber ich sollte noch viel größere

Aenderungen finden. Den Seiteneingang in den Park der verstorbenen Herzogin, der längs der Ilm durch eine Gruppe hoher Pappeln führte, und den ich immer zu gehen pflegte, fand ich durch einen Stall geschlossen. Mißmüthig suchte ich den großen Eingang neben dem ehemaligen Wohnhause der Herzogin auf. Er stand offen: aber von dieser Seite war ich sonst nie hineingekommen, und so erschien mir auch der ganze Garten so umgestaltet, daß ich selbst an der Rosenlaube gleichgültig vorüberging, in der sich einst Wieland unvermuthet zu einem Abendessen einfand, das ich Falk und einigen Freunden gab. — In einer Seitenpartie des Parks sah ich eine Heerde Ziegen weiden. Das war mir doch zu arg. Voll Eifer eilte ich nach dem Hause, in dem ich einen ganzen Sommer bei dem Gärtner gewohnt hatte. Ich wollte dem Mann den Unfug anzeigen,

ihn gleichsam darüber zur Rede setzen. Er war — vor mehrern Jahren — begraben worden, und hatte nicht einmal einen Nachfolger erhalten. Ein Bauer des Dorfs hatte jetzt den Auftrag, den Park in Ordnung zu erhalten, so gut ers verstünde. Mit Empfindungen, wie man sie vor einem Krankenbette hat, irrte ich in diesem umher, und stieß überall auf Spuren, daß — nun, daß der aufsehende Bauer weder die Kenntniß noch die Verpflichtungen eines Gärtners hatte. Auch die Ilm hatte durch eine Ueberschwemmung das Ihrige zur Zerstörung ihres eignen interessantesten Schmuckes beigetragen. Selbst die Brücke die zu den jenseitigen Bergpfaden führt, hatte sie weggerissen. Durch einen großen Umweg gelangte ich zu ihnen, und klimmte zu der Steingrotte hinauf, die auf der Spitze des Hügels liegt. Hier schrieb ich einst in drei verschiednen

Sommern den besten Theil meiner »Rückkehr ins Vaterland,« meiner »Vorzeit Lieflands,« und des kleinen Romans »Eine Reisegeschichte.« Ich setzte mich an die Thüre der Grotte, und sah schwermüthig auf den verwaisten Park hinab, der alle seine so merkwürdige und anziehende Bewohner verloren hat; auf die schöne Gegend hinter ihm, deren stiller Frieden seit ich sie zum letzten Male sah, durch so große welthistorische Begebenheiten zerrüttet wurde. Mir fiel ein, daß der Weg nach Osmannstädt hinter der Grotte vorübergeht, nach Osmannstädt, wo Wieland einst ein ruhiges Glück im Alter fand, — und überlebte. Fast unwillkührlich stieg ich hinter der Grotte hinauf, um den Weg zu sehen, den ich einst mit froher Spannung zu dem genialischen Weisen gewandelt war. Trübe kehrte ich zu der Grotte zurück und sank wieder auf den steinernen

Sitz hin. — Wollen Sie noch einen Beweis, wie jugendlich mich die Rückkehr in mein Paradies gemacht hatte? Ich sah dieselben Sonnenlichter durch das Laub der Bäume vor meinen Füßen spielen, denen ich vor zwanzig Jahren in süßer Träumerei zugesehn hatte. Dasselbe Lied der Finken und Zeisige, das ich damals hörte, erklang in den Wipfeln über mir und in den Wipfeln zu meinen Füßen. Wie damals summten Hummeln um mich her; wie damals zogen große Schnecken in Menge ihre glänzenden Spuren langsam über Gras und Gestein. Ich vergaß, daß all dieses die zwanzigste Generation seit jener war, die mir einst in meiner Einsamkeit Gesellschaft leistete. Mit Frohgefühl sprang ich auf, und selbst die Unart meines Jünglingsalters, laut zu denken, kehrte mir wieder. Ich rief aus: Nur der Mensch **stirbt**, weil er sich eine Indi-

vidualität erkünstelte. Alles übrige Leben in der Natur verjüngt sich nur, da sie immer denselben Karakter neu ausprägt. Was liegt an den Einzelnen des einzelnen, ausgearteten Geschlechts! Waren sie edle und große Menschen? Wohl dir, daß du sie gekannt hast! Sie sind dahin? Vorüber daran! Suche andere Erscheinungen, dich zu erfreuen und zu erheben. Wie lange, so bist du vergangen wie sie. —

Gleichsam getröstet stieg ich schnell den Hügel hinab, ging gleichgültig durch den Park, und nicht den Fußpfad, sondern die gesetzliche Chaussee nach Weimar zurück.

Ermüdet und erhitzt kam ich in der Mittagsstunde dort an, und begab mich nun zu einer Mahlzeit, bei welcher Herders vortreffliche Tochter die Wirthin machte, und Wielands ältester Sohn, der zu einem kräftigen, muthvollen Denker reifte, auf

mich geladener Gast war. Er ist in einer schriftstellerischen Laufbahn, auf der er seiner Nation wichtiger werden kann, als sein hochberühmter Vater, wenn auch nicht unsterblich wie er. Es ist einmal das Loos des wirkenden Talentes, in dieser Rücksicht weit hinter dem schaffenden zurück zu bleiben. Sein Werk ist nichts Abgeschlossenes, für sich Bestehendes. Je schneller, je allgemeiner es gelingt, desto früher wird es überboten und vergessen. Je voller Quellen strömen, desto schneller werden sie zum Fluß, bei dessen Anblick man sie nicht mehr beachtet. Je kräftiger der Gipfeltrieb der jungen Pflanzen im Frühlinge dasteht, desto höher werden ihn bald die Aeste überragen, die aus ihm selbst hervorschießen. —

Der Ueberrest des Tages wurde zu einer Lustfahrt nach Belvedere angewandt, dessen vielversprechende Schönheiten neu aufblühn;

und zu Besuchen bei alten Bekannten. Den Schluß machten ein Paar Stunden, die ich bei einem der geist- und gemüthvollsten Männer, die ich kenne, bei dem wackern Weyland zubrachte; und diese sollen meinen dermaligen Aufenthalt in Weimar schließen. Wie der Morgen graut, reise ich weiter.

An Herders Grabe bin ich nicht gewesen Ich fürchtete eine Bewegung dabei, die mir nicht wohl gethan und nicht klug ausgesehn hätte. Noch hat es kein Denkmal. Das ist eine National-Schuld, die früh oder spät doch bezahlt werden wird. Man erzählte mir, ein Fremder habe seinen zehnjährigen Sohn auf das Grab niederknieen lassen und beten, daß er einst Herdern auch nur entfernt ähnlich werde. Ein Andrer, ein Ausländer, rief an dieser Stelle aus: »Der Himmel lehre deine Nation ganz begreifen, was Du Ruhender, warst! Ich Fremdling glaube es

zu fühlen.» — Es ist hier eine Büste des großen Denkers, die ihn mit Beffchen und Mantel darstellt. Den Einfall konnte nur ein geborner Weimaraner haben, der von Jugend auf in Herdern den General-Superintendenten sah, der Bücher schrieb. Dem großen Publikum und der Nachwelt verdeckt der Schriftsteller den Geistlichen ganz. Ihnen ist Herders Amtswürde nur eine beiläufige, unbedeutende Notiz.

Die größeste Merkwürdigkeit des jetzigen Weimars, sind ohne Zweifel die neue Konstitution des Landes, und die Maßregeln die mit ernster Beharrlichkeit in Folge derselben getroffen wurden. Sie sind ein Beweis, daß der edle Herzog den ausgezeichneten Männern, die er einst in Weimar versammelte, an Genialität wenigstens nicht nachsteht. Welch ein Geistesschwung gehört dazu, eine neue Souverainität dazu anzu-

wenden, daß man sie selbst auf die Möglichkeit des Wohlthuns begränzt, eine Volksberathung schafft, dem öffentlichen Urtheil eine freie Stimme gewährt, sein Einkommen beschränkt und einem Lieblings-Zeitvertreib (denn viel mehr ist das stehende Militär in so kleinen Staaten nicht,) entsagt. Seitdem dieser Fürst zur Regierung kam, wurde Weimar einer der glänzendsten Punkte in Deutschland. Er ist in diesem Augenblick wahrlich strahlender als je, ob er gleich nicht mehr so viele Fremden an sich zieht, als ehemals.

Von Göthe kann ich Ihnen nichts erzählen, als das ihm sein Spielwerk, das Theater, verleidet worden, und er auf einige Monate nach Jena gezogen ist, wo ihn der Herzog aber schon einmal besucht hat. Zürnen Sie nicht darüber, daß ich das Theater ein Spielwerk nenne. Einer der gegründetesten Vorwürfe, die man jenem großen

Dichter machen kann, ist, daß er, durch die Wichtigkeit die er darauf legte, das Publikum verleitete, zu viel Bedeutung darauf zu legen. Ehre jeder schönen Kunst! Aber sie muß nirgend mehr seyn, als eine unterhaltende Gesellschafterin. Wo sie die erste Rolle spielt, ist — eine Maitressen-Regierung, und die ist in der Literatur ein so großes Uebel, als sonst überall.

Zwölfter Brief.

Aus Leipzig.

Bei meiner Ankunft hier finde ich die Messe schon im Zergehen. Viele fremde Kaufleute sind schon abgereist; andere packen; nur ein kleiner Theil von ihnen hat noch feil. Wie aus Einem Munde klagten alle Fremde über geringen Absatz, und die Einheimischen sprechen mit sichtlicher Verlegenheit von der neuen Warschauer Messe, die Leipzig einen großen Theil seines Zwischenhandels zu rauben droht. Manche trösten sich, diese Neuerung könne nicht lange bestehen: Warschau habe nicht die Einrichtungen, nicht die Bequemlichkeiten zu einer Messe. Mir scheint nur das sonderbar, daß es diese Einrichtung so spät erhält. Wie konnte man in Preußen, das so lange Warschau, und die ganze Weichsel von

dort an bis zur Mündung besaß, übersehn, welcher Vortheil sich daraus für den Handel mit den großen süd-östlichen Ländern Europa's ziehen ließ! Wenn nicht große Zerrüttungen zwischen treten, so muß, glaube ich, die Warschauer Messe in ein Paar Jahrzehenden die größeste Anstalt für den Binnenhandel seyn, die unser Welttheil besitzt. Die Lage der Stadt dazu ist von einer ganz einzigen Vortrefflichkeit, und die neue Messe ein Beweis mehr, von dem unbefangenen Scharfblick des Russischen Kabinets. Daß Frankfurt am Main viel dabei verlieren werde, glaube ich nicht; aber Leipzig büßt freilich die Hälfte seiner Wichtigkeit ein, die überhaupt wohl nur daher stammt, daß der Verkehr in den Slavischen Ländern hinter ihm, so lange in einem Zustande der Unmündigkeit blieb. Seiner Lage nach, auf einer großen Ebene, an einem seichten Flüßchen, kann es

eigentlich nur darauf Anspruch machen, ein nahrhafter Marktflecken, höchstens eine Fabrikstadt zu seyn. Selbst der Mittelpunkt des Buchhandels ist es nur zufällig geworden, dadurch daß die Literatur im nordöstlichen Deutschland ein halbes Jahrhundert hindurch am meisten blühete. Jetzt, da sie auch im südlichen und westlichen einen kräftigen Aufschwung nimmt, ist auch wohl darin eine Aenderung nahe, und Berlin, Prag und Frankfurt am Main, werden sich in den Buchhandel theilen. Vielleicht wird ihm dadurch sein Fabrikartiges genommen, und das wäre ohne Zweifel ein großer Vortheil. Bedauern Sie übrigens die Leipziger wegen der wahrscheinlichen Veränderungen im Gange des Handels nicht zu sehr. Sie können dabei etwas am Werth ihrer Häuser verlieren; die meisten aber, die jetzt hier leben, weil der Handel den gegenwärtigen Weg nimmt, wer-

den ihm folgen, wenn er sich fortzieht, und sich an einem andern Orte bald eben so wohl befinden, als hier. So etwas gleicht sich aus im Laufe von zwei Jahrzehenden, vorzüglich wenn die Aenderung allmählich eintritt.

Der Besuch der Leipziger Buchhändler-Messe hatte für mich diesmal ein besonderes persönliches Interesse. Erlauben Sie mir, dem Gegenstande ein Paar Seiten zu opfern, ob es gleich für Sie nur den Werth eines Blinzelblicks (a peep) ins Schriftsteller-Leben haben mag.

Sie selbst haben in früherer Zeit oft mit mir über mein sonderbares Verhältniß zu der Schriftsteller- und Buchhändler-Welt, und über die Nothwendigkeit gescherzt, mich bei ihr gleichsam immer mit gewaffneter Hand geltend zu machen. Das konnte nicht wohl anders seyn, da ich nicht auf dem gewöhnli-

chen Wege und mit den gewöhnlichen Zwecken Schriftsteller geworden war, also auch nicht die gewöhnlichen Verbindungen und Rücksichten hatte. Bei meiner ersten Schrift, die ich schnell nach meiner Ankunft in Deutschland drucken ließ, »die Letten in Liefland," erhoben sich in allen Gegenden Deutschlands Stimmen die mich lobten und bewillkommten. Ich hatte für eine gerechte Sache kühne Wahrheiten gesagt: aber diese trafen weder Deutschland noch seine Literatur. Als ich beide genauer kennen lernte, sprach ich eben so unbefangen über sie aus, was ich für wahr erkannte; nun aber erging es mir bald noch schlimmer, als dem berühmten Reisenden des Wandsbecker Boten, sobald er seine Reiseerfahrungen auf seine Zuhörer selbst anwandte. Ihm rief man doch nur zu: Verzähl' er nicht weiter! — von mir aber verzählten sogleich zehn literarische Sippschaften selbst so viel

Uebels, als sie nur vermochten. Statt mich zu vertheidigen, griff ich selbst an, mit Spott und mit Gründen, und war so glücklich, den bessern, bald auch den größern Theil des Publikums auf meiner Seite zu haben. Es glaubte meinem kritischen Urtheile, nicht weil es immer das richtigste war, sondern weil ich so viel wie möglich parteilos sagte, was ich aus Gründen für wahr hielt. Ich ließ meinen Feinden keine Blöße leicht hingehn, aber ich erkannte doch auch ihr Gutes an. Dadurch versöhnte ich sie nicht, aber ich entwaffnete sie allmählig. Schlimmer ging es mir mit vielen meiner Freunde. Mit Freude lobte ich das Gute, was sie leisteten, aber ich rügte auch ihre Fehler. Das erste hielten sie für eine Pflicht, für deren Erfüllung sie mir keinen Dank schuldig wären; das zweite — für eine Beleidigung. Ich ging indeß unbekümmert meinen Weg

fort. Er hatte mich im Jahr 1806 dahin geführt, daß meine Feinde fast durchgängig verstummt, meine Freunde aber unter den Schriftstellern, meistentheils sehr gereizt gegen mich waren. Jetzt vertrieb mich der Gang der politischen Angelegenheiten aus Deutschland. Zweihundert Meilen von Leipzig fand ich es zu beschwerlich, noch thätigen Antheil an dem Gang der Deutschen Literatur zu nehmen, wozu ohnehin die Gestalt, die sie unter dem Druck der Zeit bekam, nicht reizte. Meinen Freunden schien es bedenklich, mich nur zu nennen, da die Französischen Behörden mich haßten; meine Feinde schwiegen auch, bis Herr von Kotzebue sein Talent für eine gewisse Art von Spottschriften, dergleichen ich nicht schreiben möchte, seine Verbindungen in Deutschland und seinen wiederholten Aufenthalt daselbst, höchst undankbar gegen mich anwandte, der ich zu weit entfernt

war, um mich zu vertheidigen. (Ich hatte anders gegen ihn gehandelt, als er in Sibirien war, ob wir gleich damals noch in keiner Verbindung standen.) Nun hatten meine offenen und versteckten Gegner Muth, ihren Groll gegen mich auszulassen. Eigentlich Nachtheiliges konnten sie von mir und meinen Schriften, ohne die Wahrheit allzu offen zu verletzen, nicht viel sagen, sie wählten also den Ausweg, was ich geleistet hatte, schlechthin zu ignoriren und, ohne angegebenen Grund nur höhnisch die Nase zu rümpfen, wenn sie meinen Namen nennen mußten; auch wohl über meine Entfernung aus Deutschland zu spotten. Gleichwohl konnte ich auf die Veranlassung dazu, stolz seyn. Als unversöhnlicher, wenn auch unmächtiger, Feind des Tyrannen, dessen Joch jene so unterwürfig trugen, hatte ich mich entfernt. Sie hatten nicht Entschlossenheit genug dazu gehabt;

aber unter seinem Fußtritt hervor, höhnten sie mich, als seinen Feind; und als er nun gefallen war, setzten sie es fort, weil ich nicht zurückkehrte, um auf den Gefallenen zu schelten, gegen den ich gesprochen, und sie geschwiegen hatten, so lange er stand.

Ohne Zweifel hätte mir diese Erbärmlichkeit gleichgültig seyn sollen. Diese Herren, deren Schriftstellerei nie einen höhern Zweck gehabt hat, als den Erwerb, können weder nehmen noch geben, was sie selbst nicht besitzen, dauernden Werth und Ruhm. Aber sie verdroß mich nun einmal, und ich hatte im vergangenen Sommer allerdings die Nebenabsicht, mein Recht an ihnen zu üben. Doch kaum war die Fortsetzung des alten Freimüthigen angekündigt, so veränderte sich die Szene. Dieselben Menschen und Blätter, die vorher so hochmüthig auf mich herab

gesehn, waren plötzlich sehr gefällig und zuvorkommend gegen mich. Die bisher so kindisch feindselige Jenaer Literatur-Zeitung sogar vermied, mich durch eine Aeußerung zu reizen, und selbst Herr von Kotzebue erklärte sich öffentlich sehr friedliebend, und meynte wir wären ja alt genug, nun nicht mehr zu streiten. Ich hätte ein wahrer Raufbold seyn und Händel, wie man zu sagen pflegt, vom Zaune brechen müssen, um welche mit ihnen zu haben. Ich begnügte mich also, den Herren ein Paarmal nebenher über das Vergangene meine Meynung zu sagen, was schweigend hingenommen wurde.

Jetzt, da ich im Begriff bin, Deutschland wieder auf einige Zeit zu verlassen, muß ich erwarten, die edlen Männer fangen gegen mich Weitentfernten ihr altes Spiel wieder an, besonders wenn Herr von Voß das Blatt, das ich ihm übergeben habe,

nicht fortsetzen könnte. *) Es war mir daher nicht unwichtig, einigen meiner gewesenen und künftigen Gegner persönlich ins Auge zu blicken. Sie sind ein zu guter Psycholog, um den Vortheil davon zu übersehn. — Es ist mir so ziemlich gelungen, und obendrein habe ich manche ältere aufgelösete Verbindung, die mir lieb war, neu angeknüpft. Bei meiner Wiederkunft im nächsten Frühlinge werde ich denn sehen, was sich aus allem diesem gemacht hat.

Einen artigen Vergang zum Schluß. Ich

---

*) Anm. geschr. im August. Was ich erwartete, ist geschehen. Herr von Voß hat so viel Hindernisse gefunden, daß ihm die Fortsetzung verleidet ist; und ein Unterhaltungs-Blatt nimmt freudig glossirend dem andern schon zwei Monate lang die Nachricht aus dem Munde, daß der „alte Freimüthige" aufgehört habe. Ich danke ihnen für dies Zeugniß seiner Bedeutsamkeit, und wünsche, wenn sie einst aufhören, möge man es halb so lange der Mühe werth halten, davon zu sprechen.

war zu einem großen Diner eingeladen worden, das die versammelten Buchhändler gaben. Wahrscheinlich in der schadenfrohen Absicht, uns beide in Verlegenheit zu setzen, machte mich Jemand unvorbereitet mit einem Schriftsteller bekannt, der glänzende Talente hat, aber den sonderbaren Gebrauch von ihnen macht, den Protestanten die Heiligkeit der Römischen Hierarchie zu verkündigen. Ich hatte daher vor ganz kurzer Zeit in meinem Blatte ziemlich bittere Aeußerungen über ihn drucken lassen. Ich war wirklich überrascht; er dagegen empfing mich mit der Erklärung, er sey mir Dank schuldig; ich zuerst habe ihm Zutrauen zu sich selbst eingeflößt. Er wußte sogar die Ausdrücke meines Urtheils bei seiner ersten Schrift, herzusagen. Er war damals noch in der Schlegelschen Schule befangen, und ich hatte gesagt: »Das junge Vögelchen hier, trägt noch einen Rest des

Eies mit sich herum, aus dem es schlupfte; aber laßt es nur gehn: es ist ein junger Adlern. — Ich wünsche, daß er künftig mein Wort ganz wahr mache, und nach Adler-Weise nur im Sonnenlicht der Wahrheit, die Kraft seiner Schwingen zu üben liebe.

Nachschrift. Da hab' ich Ihnen einmal viel von mir und den kleinlichsten aller Händel, den schriftstellerischen, geschrieben. Glauben Sie aber nicht, daß ich deshalb um Nachsicht bitten werde. Ich bedarf dieser nicht, oder ich verdiene sie nicht. Das Letzte wäre der Fall, wenn ich Ihnen das Alles nur um meinetwillen erzählt hätte, etwa um mich zu beklagen, oder um meinen Aerger zu lüften. So ist es nicht. Stellen Sie sich einen Augenblick vor, ich hätte Ihnen von einem Dritten gesprochen. Würden Sie dann nicht finden, daß das Ganze ein

karakteristischer Beitrag zur Schilderung des Zunft-Geistes, der kleinlichen Eigensucht und der feigen Ränkemacherei wäre, mit einem Worte, der verwerflichen Kleinstädterei, welche einer der jetzt am meisten beachteten Regionen der Deutschen Literatur anklebt. Aber ich glaube, es wird sich ändern.

Stellen Sie sich einen Theezirkel von modischen, zum Theil auch wirklich geistreichen Damen und ihren leichten Stutzern vor. Lassen Sie die Unterhaltung den höchsten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreicht haben. In jeder Ecke, an jedem Seitentische haben sich Gruppen gebildet. Alles spricht, oder lacht, gestikulirt oder blicket wenigstens so geistvoll und vielsagend es nur vermag. Jeder giebt sich für wichtig und erkennt mit Artigkeit den Andern dafür an, sey es nun wegen eines neuen Putzartikels,

oder eines vornehmen Verwandten, oder auch nur einer frischen Anekdote, die sonst Niemand wußte. Ueber Alles wird mit Leichtigkeit abgesprochen, und wer es mit dem artigsten Spaße thut, hat die überzeugendsten Gründe aufgestellt. Es ist eine Welt für sich, mit dem Anschein der höchsten Bedeutsamkeit, etwa bis — die Stunde den ernsten Herrn vom Hause, einen Mann von gewichtiger Bedeutung, mit den Freunden die er bat, in den Gesellschafts-Saal führt. Nun verstummt der Alles richtende Scherz, oder wird leises Gespräch, das sich in die Nebenzimmer zieht. Die meisten Jünglinge die so eben blendend glänzten, nehmen einen Ausdruck von Ehrerbietung und Gefühl der Unterordnung an. Wer von ihnen reellen Werth besitzt, sucht sich dem gehaltvollen Gespräch der Männer anzuschließen, und selbst für die verständigen

und wirklich gebildeten unter den Damen, haben der Putz, der Witz und die verbindliche Aufwartung der Stutzer, den größesten Theil ihres Werthes verloren.

Da haben Sie ein Bild der bisherigen literarischen Mode-Unterhaltung in Deutschland, und ihrer nahen Umwandlung. Die ernsten Männer sind schon von mehrern Seiten her eingetreten, und mich dünkt ihre Stimme fängt an, bedeutend vorzuherrschen. — Das Zeitalter gewinnt täglich mehr Karakter. Der literarische Theetisch wird bald abgeräumt, und die quecksilberne Nachkommenschaft des Mercure galant in Deutschland, verstummen müssen.

Dreizehnter Brief.

Eben daher.

Die öffentliche Stimmung in Leipzig weiß ich Ihnen nicht besser zu schildern, als wenn ich sie wund nenne. Das Gefühl eines fortdauernden Uebelbefindens scheint sich in Alles zu mischen. Jeden Augenblick erinnert man sich der Einbußen, durch welche den Leipzigern die fremde Gränze vor die Hausthür gerückt ist, und ihr Gewerbe so mannigfaltig beschränkt wird. Ohne Zweifel irrte ich mich, wenn ich bei den Gesprächen über Länder-Verluste, hin und wieder zu bemerken glaubte, man wäre lieber mit verloren gewesen, als so gerettet. Auch weiß ich nicht recht wie es kam, daß mir hier, wenn von gewissen vergangenen Dingen die Rede war, immer der Fremde einfiel, den ich in einem Gasthause zu Mainz im Gespräch, — ob aus

Mangel an Bildung oder aus Schalkheit? — immer die Worte Patriotismus und Peroxysmus verwechseln hörte. Derselbe tölpelte auch einmal in ein Gespäch über die herzustellende Organisation von Deutschland, mit einer Anekdote hinein, von einem abgebrannten Hause, dessen Besitzer durchaus die Beletage habe früher wollen aufbauen lassen als das Unterschoß. Gott weiß, was er damit meynte. — Im Allgemeinen scheint mir der Karakter der Sachsen, wie jener der übrigen Nord-Deutschen, durch die unglücklichen Jahre, an Metall gewonnen zu haben, das wenigstens sonor tönt. Seine Festigkeit kann erst die Zukunft bewähren.

Die hiesige Universität hat gegen die Zeit, in der ich hier studirte, sehr an Umfang und Leben ihrer Thätigkeit gewonnen. Von ihren alten Berühmten sind nur ein Paar übrig, und einer von ihnen, der geistvolle Plat-

ner, begeht in diesen Tagen sein funfzigjähriges Amts-Jubiläum. Dafür hat sie desto mehr Männer, die eifrig damit beschäftigt sind, ihren schon weit verbreiteten Ruf in dauernden Ruhm zu verwandeln. Das dünkt mich besser. Es ist eine alte Bemerkung, daß man sich mit einem Lorbeerkranz um die Schläfe, gern niedersetzt, aus Furcht ihn zu verschieben.

Herzliche Freude machte es mir, den wackern Krug als glücklichen Familien-Vater rüstiger, selbst jugendlicher wiederzusehn, als er vor sechszehn Jahren war, da wir in Frankfurt an der Oder, als anfangende akademische Lehrer, gemeinschaftliche Sache gegen den Despotismus des alten Steinbart machten. Es giebt Geister wie Körper, die nach einer kränklichen Jugend zu einer sehr kräftigen Mannheit reifen. Die Literatur und Leipzig haben an Krug sehr viel. Für

Deutschland und das thätige Leben kann er einst etwas noch Bedeutenderes werden. — Der witzige und doch gefühlvolle Dichter Mahlmann, den ein Paar unpoetische aber einsichtsvolle Spekulationen zum reichen Manne gemacht, scheint mir dadurch auch noch an Karakter-Gehalt und Liebenswürdigkeit gewonnen zu haben. Das ist eine seltene Wirkung des Glückes. Ich durfte nicht weit gehen um einen andern zu finden, den ein ähnlicher Wechsel aus einem sentimentalen Pedanten mit Locken, nur in einen burschikosen ohne dergleichen verwandelt hat.

Ich sollte Ihnen nun noch von den sehr bedeutenden Künstlern und Kunstsammlungen, und der geschmackreichen Zierlichkeit Leipzigs erzählen; aber ich hatte nicht Zeit mehr zu sehen, als was sich mir im Vorbeigehen anbot. Nehmen Sie also mit einem einzigen Kunstwerk von echt einheimischer Eigenthüm-

lichkeit vorlieb. Bei einem Spaziergange in das reizende Rosenthal, dessen älteste und malerischeste Eichen am Eingange, man aber umgehauen hat, sah ich vor der sogenannten Eisbude (einem Erfrischungsorte,) eine Flora prangen, deren schöngrünes Modenkleid mich schon von weitem anzog. Ich fand eine Puppe von Werg, die man mit Kresse besäet, und mit einem hübschen Wachsgesichte versehen hatte. Ich blickte nach dem Orte zurück, wo ehemals meine Lieblings-Eichen standen, und bat um eine Scheere und Oel und Essig. Gern hätt' ich nämlich auf der Stelle eine Parodie auf das Holz-Fällen im Rosenthal gemacht, und das Maigewand der Blumengöttin als einen Sallat zu mir genommen. Man schlug mir es ab. Dafür lass' ich diese Flora zur Titelvignette in Kupfer stechen, wenn ich eine Beschreibung der Schönheiten Leipzigs herausgebe.

Vierzehnter Brief.

Schwerin im Mai 1817.

Von diesem Orte aus schreiben wohl selten nordische Reisende, die Deutschland zum Vergnügen durchziehen. Man hat eben nicht sehr Unrecht, wenn man Mecklenburg aus seinem Reiseplane wegläßt. Das Land hat Schönheiten und ist fruchtbar; die Einwohner sind ein kräftiger, herrlicher Menschenschlag: aber die Posteinrichtungen sind sehr schlecht. Nimmt doch sogar die ordinäre Post aus Berlin nach Lübeck, von Lenzen aus den Umweg über Lauenburg, um nur so wenig als möglich vom Mecklenburgischen zu berühren. Doch ich komme auf diesen Gegenstand zurück, und will Ihnen vorher nur die wenigen Erinnerungen sammeln, die sich mir von meiner schnellen Reise aus Leipzig hierher, darbieten.

In Halle brachte ich einen interessanten Nachmittag und Abend mit Schütz, nämlich dem geistvollen Philologen, dem Stifter der Literatur-Zeitung, mit Ersch und Gruber zu: ein Dreiblatt, das sich ganz dazu eignet, dem berühmten Institut, mit dem kräftigern Aufleben der Literatur selbst, im vollen Maße die hohe Achtung und den Einfluß wiederzugeben, die es ehemals besaß, besonders vor dem Entstehen seiner Rivalin zu Jena. Diese letztere, der einseitigen Gevattermacherei ihres Eigenthümers hingegeben, sinkt täglich an Werth. Die großen Schriftsteller, die ihr erstes Gedeihen bewirkten, sind nicht mehr daran thätig, und Eichstädt ist offenbar einer Redaktion nicht gewachsen, die nicht bloß Schul-Gelehrsamkeit, sondern auch Geist, gebildeten und vielseitigen Geschmack und einen Grad von Edelsinn fordert, der über Parteilichkeit bei wissen-

schaftlichen Gegenständen, hinwegsetzt. — Grubers persönliche Bekanntschaft machte ich erst jetzt, und ich halte sie für einen hohen Gewinn, den ich meiner Reise verdanke.

In Magdeburg hielt ich mich auch diesmal nicht auf, und die Reise von dort aus nördlich durchs Preußische mag überhaupt wenig Merkwürdiges darbieten. Ich wenigstens fand nur bei Kähnert etwas, das mir der Mühe werth scheint, es Ihnen wiederzusagen, nämlich einen Beweis, wie dreist selbst in solchen Staaten, deren Verwaltung gut organisirt und sorgfältig ist, die Ober-Beamten zuweilen ihrer Habsucht fröhnen. Die Poststraße ging ehemals einen nähern Weg, ich glaube über Stendal nach Havelberg, aber der verstorbene Minister Schulenburg verlegte sie mit einem Umwege von wenigstens einer Meile nach Kähnert, von wo sie denn

längs der Elbe ohne eine etwas nennenswerthe Stadt zu berühren, fortläuft. Man kann annehmen, daß seitdem jährlich vielleicht zehntausend Reisende eine Meile mehr fahren und bezahlen, als nöthig wäre, bloß damit das Gut des Ministers eine Poststation erhielt, die ihm Dünger für seine Felder lieferte, seinen Hafer an Ort und Stelle bezahlte, und Zeitungen und Briefe etwas schneller bei ihm eintrafen. Dergleichen Freiheiten, welche sich Ober-Beamte zuweilen nehmen, scheinen Kleinigkeiten, und doch gehören sie zu den sträflichsten Mißhandlungen des Publikums.

Es ist Schade, daß Schulenburg seinen Ruf durch solche Züge von Eigennutz befleckt hat. Er war ein Mann von hellem Geist, von großer Einsicht und seltener Humanität. Sein Benehmen als Gouverneur von Berlin bewies nur, daß er zum militä-

rischen Befehlshaber nicht taugte; und was die Rolle betrifft, die er im Königreich Westphalen spielte, als seine eigenen Besitzungen dazu gehörten, und Preußen so rettungslos gesunken schien, — —

Ein Holländischer Seeoffizier erzählte einst bei der vierten Bowle Punsch, folgenden Zug aus seinem eigenen Leben. Er liebte ein schönes, aber armes Mädchen, und sie zeigte ihm offen ihre Gegenliebe, daß er einen leichten Sieg hoffte. Eines Tages überraschte er sie allein, dringt in sie, wird ungestüm: aber sie weist ihn erst zärtlich bittend ab, dann ernst, dann heftig, endlich mit so viel Bitterkeit, daß er den Versuch aufgiebt. Nun fest überzeugt von der unerschütterlichen Tugend seiner Geliebten, beschließt er, sie zu heirathen. Für den Augenblick erlaubte seine Lage das nicht; aber er benutzt jede Gelegenheit sich auszuzeichnen, wird befördert,

erwirbt einiges Vermögen und wird nach drei Jahren ihr Gatte. Einst in einer recht zärtlichen Stunde macht er ihr scherzend den Vorwurf, sie habe ihn doch nicht so sehr geliebt, als er sie. Sie betheuert; er führt den Widerstand an, den sie ihm leistete: — »Ach, antwortete sie, ich war ja schon geputzt!" — Die Erklärung der Antwort sey Ihrem Scharfsinn überlassen.

Dieser Beitrag zu Marmontels Heureusement ist ein wenig unzart, aber er hat das Verdienst ein wahrer Zug aus dem Leben zu seyn. Ich wünschte indeß, ich hätte ihn nicht gehört. So oft man mir seitdem einen recht glänzenden Beweis unerschütterlicher Tugend, besonders patriotischer, anführt, fällt mir ein: »War man etwa gerade geputzt? —" Hochgepriesene Handlungen haben oft eben so kleinliche Ursachen, als andre die man mit Recht verworfene nennt.

Funfzehnter Brief.

Eben daher.

In Lenzen verließ ich die Poststraße und ging mit Miethpferden ins Mecklenburgische hinein, nach Grabow. Dies Städtchen, das sein Daseyn bloß der Fruchtbarkeit und den Bedürfnissen der umliegenden Gegend verdankt, scheint einer jener glücklichen Winkel, deren Bewohner sich wohl befinden, ohne sich dessen recht deutlich bewußt zu seyn, und vor lauter Behaglichkeit gar nicht darauf verfallen, ordentliche Einrichtungen zu treffen. Ich machte darüber in Rücksicht der Post eine Erfahrung, die mich Anfangs verdroß, hernach aber sehr ergötzte. Ich ließ gleich nach meiner Ankunft einen Mann rufen der Pferde vermiethete, um weiter zu fahren. Schon war er fortgegangen, um anspannen zu lassen, als es ihm

erst einfiel, mich zu fragen, ob ich auch schon die nöthige Erlaubniß mich der Bürgerpferde zu bedienen, von der Post besorgt hätte? Das war nicht der Fall, und wenn, was ich nicht vermuthet hatte, Postpferde zu haben waren, mochte ich keine Miethpferde haben. Ich hob also unsre Abrede auf und ging zur Post; diese aber erklärte, ich würde erst in einer Stunde nach Ludwigs-Lust abfahren können. Es war spät: ich blieb also die Nacht in Grabow. Zu meiner Ueberraschung stand am folgenden Morgen derselbe Miethkutscher mit demselben Fahrzeug, das ich gestern besehen, vor meiner Thüre. Ich sagte ihm, ich habe Pferde von der Post bestellt. Er wußte das wohl, und er war ihr Fuhrmann. Sie hat nämlich keine eigne Pferde, sondern die Bürger von Grabow fahren der Reihe nach für sie. An ihm war die Reihe, und er fuhr mich heute für Rechnung der

Post, wie er mich gestern für sich auch gefahren haben würde. Damit war die Unordnung noch nicht zu Ende. Ich hatte die Post nur bis Ludwigs-Lust bestellt; aber noch ehe wir da waren, schlug er mir vor, mich eine Station weiter zu bringen.

Ludwigs-Lust ist bekanntlich mehr ein geschmackvolles Lustschloß, als ein Städtchen, aber ein Segen für die Gegend umher, scheint dieser Ort mit seinen schönen Anlagen nicht zu seyn. Man sprach eben davon ein Paar benachbarte Dörfer zu l e g e n. Kennen Sie das Kunstwort? Es bezeichnet eine Operation, durch welche eine Anzahl von Landwirthen mit einem Male aus dem Besitz ihres Häuschens, und ihrer ererbten Ländereien gesetzt, und in bloße Häusler verwandelt werden, die vom Tagelohn leben. Das sollte hier mit zwei oder drei herzoglichen Dörfern geschehn, und ihre Aecker sollten theils zu

neuen Lust=Anlagen verwendet, theils an die Bürger von Ludwigs=Lust vertheilt werden, damit diese doch eine Ursache hätten, den sonst ganz nahrlosen Ort zu bewohnen. Wie gefällt Ihnen, daß so etwas noch in Deutschland geschieht? Ich brauche Sie wohl nicht erst zu erinnern, daß in Mecklenburg noch die Leibeigenheit mit allen ihren — Rechten herrscht.

Ein Vertheidiger jener Maßregel schrieb vor kurzem: die Menschen kämen ja wieder in eine Lage, in der sie doch auch leben könnten. Mir scheint diese Vertheidigung sehr abgeschmackt. Wenn man diesen Sachwalter des Legens, der ein Gutsbesitzer seyn soll, zum Bauern machte, würde er auch leben können: aber würde er mit der Weise zufrieden seyn? Bauern in Tagelöhner verwandeln, heißt, den wichtigsten Stand gleichsam von seiner Wurzel reißen, und verdorren

machen, der Grundkraft des Staates den Nerven abschneiden; es heißt eine Menschenmasse bilden, die ihn über kurz oder lang zerrütten oder verlassen wird. Nur durch die Erdscholle von der er lebt, hängt der Landmann an dem Staat und dem Bestehen der hergebrachten Ordnung in demselben. Wer ihn von ihr trennt, entläßt ihn seiner Verhältnisse gegen Vaterland und Obrigkeit, von denen er Möglichkeit sich Wohlstand zu erwerben, und Sicherheit des Erworbenen zu fordern, berechtigt ist, wenn er ihnen anhängen soll. Durch das Hinabstoßen in die unsichre Tagelöhnerei, wird ihm, vorzüglich bei der Fortdauer der Leibeigenheit, jene Möglichkeit geraubt. Auf seinen Arm und seine Hacke beschränkt: was soll ihn abhalten, beide nach den Eingebungen seiner Hoffnungslosigkeit zu brauchen, oder weiter zu tragen?

— Was der Mecklenburgische Bauer durch seine Lage geworden ist, hatte ich nicht Gelegenheit genauer zu beobachten; der Adel und der Bürgerstand aber haben hier eine fast republikanische, wohlgemuthete Keckheit, die ich in keiner andern Gegend Deutschlands gefunden habe. Wahrscheinlich stammt das noch aus jener Zeit her, da beide eine höhere Autorität für das Land kannten, als ihren Fürsten, und ihm daher nur hergebrachte und vertragsmäßige Gerechtsame zugestanden, über die sie noch dazu beständig vor den Reichsgerichten mit ihm haderten. Die Souverainität, die Buonaparte dem Herzoge ertheilte, ist jünger als der größeste Theil der lebenden Generation, und hat jenes Gepräge also noch nicht — abgreifen können; aber sehr häufig stößt man auch auf Spuren der übeln Wirkungen getheilter und strittiger Herrschaft. Ich glaube Ihnen die ganze

Physiognomie der Verhältnisse in Mecklenburg mit einem einzigen, an sich freilich unbedeutendem Vorgange hinzeichnen zu können.

Die Heerstraßen in Mecklenburg sind sehr schlecht. Auf meine Klagen darüber sagte man mir, der Adel wolle sich nicht dazu verstehen, sie machen zu lassen. — Indem ich auf einer recht schlechten Strecke hingerüttelt wurde, bemerkte ich, daß parallel mit diesem Wege eine recht gute Chaussee hinlaufe. Ich machte dem Postillon Vorwürfe, daß er sie nicht fahre. »Die,« sagte er, »hat der Herzog selbst anlegen lassen, und darum erlaubt er nicht, dort zu fahren. Sie ist verschlossen.« — — Noch murrte ich über diese Sonderbarkeit, so gut die Stöße des Wagens erlaubten, da schaukelte mir auf dem schmalen Fahrwege ein sehr eleganter Phaeton mit vier schönen Pferden gerade entgegen. Der Gedanke des Auskehrens hatte an dieser

Stelle etwas Schreckendes. Ich bemerkte, daß der Kutscher des Fahrzeuges kein Posthorn habe, und theilte diese Bemerkung dem meinigen mit. Schnell setzte er sein Horn an, und blies, und sogleich kehrte jener Wagen, trotz den tiefen Gleisen und der sichtlichen Unzufriedenheit in den Mienen aller darin Sitzenden, aus. Als er vorüber war, wandte sich mein Quasi-Postillon mit frohlockendem Lachen zu mir, und sagte: »Das war der Erbprinz. Er hat wohl den Schlüssel zur Chaussee vergessen. Ich kannte ihn gleich.« — Und du bliesest doch? — »Ach was, das ist Postrecht: wer kein Horn hat, muß kehren.« — Nehmen Sie alle diese Züge zusammen, besonders auch die schöne wirklich ehrwürdige Bereitwilligkeit, mit welcher der Prinz dem Postgesetz gehorchte, und das independente und impertinente Frohlocken des jungen Bürgers, der übrigens nicht zu

stolz war, den Postknecht zu spielen, und Sie werden gestehen, so etwas hätte wohl nur in sehr wenigen Ländern zusammen treffen können.

Das meiste Gefühl seiner Rechte besitzt der Mecklenburgische Adel, der ehemals sehr reich war, jetzt aber größtentheils bankrott ist, und seine Güter Massenweise an Bürgerliche übergehen sieht. Selbst ein Jude, der bekannte Westphälische Hof-Banquier Jakobson, hatte eine bedeutende Zahl von Gütern erstanden. Ob der Kauf bestätigt worden ist, weiß ich nicht. Sonderbar wär' es, wenn man kein Bedenken gehabt hätte, einige tausend Christen Leibeigene eines Juden werden zu lassen.

Man hat mancherlei moralische, statistische und politische Ursachen von der Verarmung des Adels angegeben. Ich sehe darin nichts, das schwer zu errathen ist. Ueberall

wo Leibeigenheit herrscht, verarmt der Adel, sobald die Kultur, die Verfassung und der Handel, Regelmäßigkeit und Höhe gewonnen haben. Warum? leuchtet ein. Der Menschenbesitz ist nur ein scheinbarer Reichthum, ein Kapital, das sehr geringe Zinsen abwirft, sobald man die Leibeigenen nicht geradezu so behandeln darf oder kann, wie die Pflanzer in West-Indien ehemals ihre Neger, nämlich als die geringste Art von Hausthieren. Von dem Augenblick an, da die Landes-Gesetze und die Sitten den Leibeigenen unter ihren Schutz nehmen, kann man sein Geld nicht mit geringerm Vortheil anlegen, als in Mitmenschen, denen man gleichwohl zugestehen muß, ihren eigenen Haushalt zu führen. — Sehen Sie sich einmal in Europa um. Den reichsten und seines Reichthums mit der größten Sicherheit genießenden Adel werden Sie in den ganz kultuirten

Ländern, dort finden, wo die Bauern am längsten schon einen freien Stand bilden — obgleich die Besitzungen des Adels dort immer nur einen geringen Umfang haben. Wo Leibeigenheit herrscht, reichen Landstrecken, dergleichen in andern Gegenden ein bedeutendes Fürstenthum seyn würden, nur ohngefähr hin, ihren Besitzer zu einem mittelmäßig wohlhabenden Gutsherrn zu machen.

Es giebt Länder, in welchen man diese Wahrheiten noch nicht einsieht, weil die Nothwendigkeit der Umwandlung noch nicht schmerzend genug eingreift, und es dem Stolz so süß schmeichelt, Eigenthümer von Mitmenschen zu seyn: es ist als wäre man von einer höhern Wesenart. Es giebt andre Länder, in welchen der Adel gern seiner Erbherrn-Rechte los seyn möchte, und kein Mittel dazu zu finden weiß, das ihn nicht halb zu Grunde richtet, und die Landwirthschaft

zerrüttet. Es steckt ein großes Kapital in den Leibeignen, und die Bestellung der herrschaftlichen Ländereien, hängt von den Frohndiensten ab.

Vor langer Zeit schlug ich (in meinen »Letten in Liefland«) ein sehr einfaches Mittel vor. Man hat es überhört; aber ich wüßte wahrlich, selbst nach den vielen Versuchen die ich aufmerksam angesehn habe, kein besseres zur Aufhebung der Leibeigenschaft anzugeben. Man setze fest, jeder Leibeigne der seinem Erbherrn eine gewisse Summe entrichte, werde dadurch mit seiner Familie frei, und erlange zugleich das veräußerliche Eigenthumsrecht auf das Stück Land, das ihn als Leibeigenen ernährte, wiewohl mit den bisherigen Frohndiensten beschwert. Nach diesem Gesetz brauchte man weiter keine künstliche Mittel zur Sicherung des Erbherrn, oder zur moralischen Bildung der Leibeigenen anzu-

wenden. Jeder derselben würde ein ordentlicher Wirth werden, um die Summe aufzubringen, die ihn und seine Familie frei macht. Die Erbherrn dagegen erhielten durch die Frohndienste, um deren willen allein sie ja Leibeigene haben, immer noch die bisherigen Zinsen vom Kaufpreise der Menschen und des Landes, und in dem Lösegelde eine Zugabe, die sie für die willkührliche Ausdehnung der Leistungen, die freilich nun nicht mehr möglich wäre, vielleicht zehnfach entschädigte.

Doch wo bin ich hingerathen! In dem was ich Ihnen von hier aus noch zu sagen habe, will ich mich dafür desto kürzer fassen. Erfahren Sie denn, wenn Sie es noch nicht wissen, daß Schwerin eine so heitere wohlgebaute Stadt, und ihre Lage so schön und geschmackvoll benutzt ist, daß jeder Reisende durch Nord-Deutschland, sie besuchen müßte, wären die Wege in Mecklenburg nicht so

abscheulich, die Posteinrichtungen nicht so wunderlich, und das Reisen hier nicht so theuer. Man bezahlt jedes Pferd die Meile mit zehn Groschen, und das gesetzliche Trinkgeld des Postillons, mit dem er nie zufrieden ist, beträgt drei Groschen für die Meile. Nimmt man eine Kalesche, so kostet sie acht Groschen die Meile, und zwar in so schwerem Gelde, daß der Dukaten nur etwa $2\frac{1}{3}$ Thaler beträgt. Je drei Meilen in Mecklenburg kosten also, wenn man nur zwei Pferde nimmt, zwei Dukaten wenigstens.

Als Merkwürdigkeit des Ortes weiß ich Ihnen nur den herzoglichen Schloßgarten und eine Schleifmühle vor der Stadt anzuführen, aus welcher der Granit in höherer Schönheit wieder hervorgeht, als ich den Marmor jemals erlangen sah.

Sechszehnter Brief.

Lübeck am 26. Mai.

Da bin ich wieder in derselben Stadt, in der ich zum ersten Mal Deutschlands Boden betrat. Hier, an seiner Gränze, blick' ich wieder, wie damals, mit Beklommenheit auf dasselbe hin. Damals geschah es, weil es mir fremd war; jetzt, weil ich es kenne und liebe. Damals bangete mir um meine Zukunft; jetzt —

Nirgend in Deutschland hab' ich so viel Spuren der großen Begebenheiten gefunden, welche es erlitten hat, als hier. Nicht in dem Aeussern. Der thätige Eifer dieser wakkern Republikaner hat so emsig, wie Ameisen ihren zerstörten Haufen wieder herstellen, daran gearbeitet, ihrer freundlichen Stadt jedes Zeichen erlittener Gewaltthätigkeit hin-

wegzuputzen, und sie steht fast eben so heiter und alterthümlich zierlich da, als ehemals. Auch der mit Treuherzigkeit gefällige, gerade Geist der Bewohner hat sich erhalten. Ihr Handel dagegen ist großentheils seitdem in andere Kanäle abgeflossen. Ihr Gespräch fällt nicht, wie ehemals, schnell und leicht auf die alte Herrlichkeit ihres kleinen Staates. Ganz andere Erinnerungen drängen sich jetzt ihnen auf. Es ist schwer eine halbe Stunde mit einem Lübecker zu sprechen, ohne daß er mit einem tiefen Seufzer auf die Drangsale käme, welche Lübeck als gute Stadt Frankreichs, geduldet hat, und während des letzten Krieges, als die Franzosen es wieder besetzt hatten. Diese Leiden scheinen aber auch den Bürgersinn und die Einmüthigkeit erhöht zu haben.

Einer der schönsten Züge davon scheint mir folgender. Buonaparte hatte sich unter

andern auch aller Kapitale bemächtigt, welche bei den Gerichten als Vermögen von Waisen und von wohlthätigen Stiftungen aufbewahrt wurden. Als nach der Befreiung, die Bürger sich zum ersten Male versammelten, um über die Geldbedürfnisse der Stadt zu berathschlagen, erinnerte einer von ihnen an jene Summen. Alle einmüthig erkannten sie für die heiligste Schuld der Stadt, da sie ihr waren anvertraut worden, und sie dieselben nicht hatte zu schützen vermocht. Die ersten Beschlüsse betrafen die Maßregeln zur Bezahlung dieser Gelder, und man unterwarf sich dazu der Fortdauer der Accise und Stempelgebühren, welche die Französische Regierung eingeführt hatte. Ehemals war es gleichwohl der Stolz dieser Republikaner, gerade von solchen Abgaben nichts zu wissen. Ehrwürdige Redlichkeit! Um dich ganz gerecht zu schätzen, muß man darauf hinsehen, wie

es in diesem Augenblick in andern Gegenden Deutschlands zugeht. In einem sehr armen Deutschen Staate hörte ich darüber wehklagen, daß die ungeheuer reiche Kammer seines Fürsten, Schwierigkeiten mache, die Fonds einer Wittwen-Kasse auszuzahlen, welche die Französische Regierung unangerührt zurückgelassen. —

Einen besonders großen Gegensatz gegen ehemals, macht das kleine Militärwesen Lübecks. Ich erinnere mich noch der sonderbaren Wirkung, welche die sogenannten Soldaten der Stadt vor 21 Jahren auf mich thaten. Sie waren eine Personifikation nervenlahmer Spießbürgerlichkeit. Jetzt ruft an jedem Sonntags-Morgen eine kriegerische Musik durch die Stadt, und von allen Seiten eilen rüstige, militärisch geputzte Jünglinge fröhlich zur Parade. Es sind junge Bürger, und ihr militärisches Thun ist kein

bloßes Modespiel. Sie haben meistentheils als Mitglieder der Hanseatischen Legion, wenigstens einen Feldzug mitgemacht, und brav gethan. Wäre die Zerstückelung Deutschlands nur nicht so arg, es könnte viel für seine Selbstständigkeit von dem kriegerischen Funken hoffen, der in den Geist seiner Bewohner fiel, und so schnell faßte. Jetzt — Der Himmel verhüte es, aber möglich ist es, daß gerade diese Wehrhaftigkeit der Völker, den Untergang der Nation beschleunigt. Sie sind zu lange daran gewöhnt, einander als Fremde zu betrachten, und haben kein inneres Interesse, das sie mit einander verbände. Wenn ein auswärtiger Feind, statt Deutschland anzugreifen, die einzelnen Deutschen Staaten gegen einander aufhetzte, ihre Fehden würden furchtbar seyn, und sie bald der fremden Macht, die als Schiedsrichterin aufträte, in die Hände liefern. Immer aber bleibt

das Wiedererwachen der bürgerlichen Stände zum kriegerischen Geist, eine Erscheinung die in der Geschichte fast einzig dasteht. Der gewöhnliche Gang der Staaten alter und neuern Zeit war, daß die Bürger die Waffen aus der Hand legten, sobald es stehende Heere gab, und sich wegen ihrer Vertheidigung auf sie verließen. Diese arteten aus, wurden überwunden, und dann versank der ganze Staat. Selbst die gräßliche Barbarei der Hunnen und Vandalen vermochte nicht, die Römischen Bürger wieder zu dem einmal weggelegten Schwerte greifen zu lassen. Und sollte ein Land drei Millionen waffenfähiger Bürger besessen haben, sie waren alle die Beute des Feindes, wenn er die dreißig oder vierzig tausend Soldaten überwunden hatte, die ihm etwa bis zur Gränze entgegen gegangen. Was Buonaparte in Deutschland durch seine Inconsequenz erzwungen hat, ist,

wie gesagt, beispiellos. Die Folgen möchten freilich anders gewesen seyn, wenn er in den eroberten Ländern, statt die Waffenpflichtigkeit jedes Jünglings zu befehlen, den unterworfnen Völkern den Gebrauch der Waffen überhaupt verboten, und den Fürsten die er einsetzte oder fortdauern ließ, Französische oder Italienische Leibwachen gegeben hätte. —— Höchst wahrscheinlich hätte man sich dies eben so gut, vielleicht noch lieber gefallen lassen, als die Konskription; — und weil der Kriegersinn nicht aus den Bürgerständen selbst hervorging, sondern ihnen aufgedrungen wurde, glaube ich nicht, daß er lange dauern wird. Diese Wendung ist bei hochkultuirten Völkern ausser der Natur. Zehn Friedensjahre, und dann e i n sehr unglücklicher Krieg, und er wird verschwunden seyn.

Aber mich dünkt, Sie schütteln lächelnd

den Kopf darüber, daß ich schon wieder so ernsthaft aus dem Karakter der leichten Gazette gefallen bin, den ich meinen Reiseberichten geben wollte. Freilich, der Geist der Kleinigkeit (Esprit de Bagatelle) ist ein luftiges Vögelchen, das mir nur zu leicht entschlüpft. Bei tausend Dingen die ich auf meiner Reise sah, ist mir nicht eingefallen, daß sie des Nacherzählens werth wären, bis ich mich erinnerte, daß gerade Sachen der Art den Haupt-Inhalt und den wichtigsten Reiz vieler berühmten Reisebeschreibungen ausmachen.

Ich mag den Flüchtling in diesem Briefe nicht einzuhaschen suchen. Für den nächsten setzt er sich vielleicht von selbst wieder auf meine Feder, indem ich einige Umstände meiner Reise von Schwerin hierher, nachhole.

Siebenzehnter Brief.

Eben daher.

Die drückendsten und unbilligsten Gesetze pflegen am wenigsten beachtet zu werden. Weil Jedermann dabei interessirt ist, sie zu umgehen, pflegt der Weg um sie herum, ein völlig eingetretener Pfad zu seyn. Ich fand daher in Schwerin keine Schwierigkeit, ob ich gleich mit der Extrapost angekommen war, meine Reise mit der sehr bequemen und eleganten Equipage meines Gastwirths, für wenig mehr als den halben Preis der Post, nach Lübeck fortzusetzen. Meine Gesellschaft war ein Edelmann aus der Gegend und der Gastwirth selbst, der uns angeblich mitnahm, eigentlich aber nur die Gelegenheit benutzte, kostenfrei eine Lustreise zu machen. Sie werden gestehen, ich hätte mir meine Gesellschaft

nicht besser wählen können, um das Leben des Landes im Wagen zu studiren —.

In einem Dorfe wo wir anhielten, bemerkten wir, daß sich Leute in dem Hinterhofe sammelten. Wir folgten ihnen. So eben setzte ein Zimmergesell den Kranz auf das vollendete Sparrwerk eines kleinen Schweinestalls, und hub nun an zu erzählen, wie daß — König Salomon einst den Tempel zu Jerusalem erbaut habe. Ich war neugierig, welchen Uebergang er davon auf sein so eben vollendetes Werk finden würde. Er sprang hinüber, durch die allerdings sehr richtige Bemerkung: So prächtig auch Jerusalem gewesen, habe es, aus bekannten Ursachen, doch kein Gebäude wie das gegenwärtige enthalten. Sein Publikum lachte herzlich, ich aber stellte Betrachtung über den Nachruhm an, der den Namen des weisen Juden-Königes von dem Giebel des

Schweinstalles einer Mecklenburgischen Dorfschenke ertönen ließ. Möchte man nicht oft der Zelebrität zurufen wie Voltaire einer gewissen Art von Ehre: »Pfui Teufel! wo steckst du!«

An der Thüre des Gasthofs vor dem Städtchen Rhena, wo wir zu Mittage aßen, saß ein Mann mit Jabot und Manchetten und las. Er stand auf, begrüßte uns mit sehr ernsten Mienen und setzte sich dann gedankenvoll wieder mit seinem Buche hin. Bald darauf entfernte er sich und ließ es liegen. Mit der Erwartung, wenigstens Montesquieux's »Geist der Gesetze« zu finden, schlug ich's auf, und fand: »Glorioso oder der große Teufel,« einen, wahrscheinlich allen Stubenmädchen bekannten Banditen-Roman. Als wir zu Tische gingen, fand sich der gravitätische Mann uneingeladen dazu, nahm den Oberplatz ein, und

machte herablassend den Wirth. Ich fing das Gespräch mit einem Lobspruche auf seine Lektüre an. Er stimmte herzlich bei, erklärte aber doch übrigens das Bücherschreiben überhaupt für eine Tagedieberei, mit der sich Menschen beschäftigten, die nichts Nützliches gelernt hätten. Sie können denken, daß ich ihm sogleich sehr lebhaft Recht gab. Ich schlug sogar vor, die Schriftsteller sämmtlich zu Trommelschlägern zu requiriren, da es doch immer ihr größester Wunsch sey, recht viel Lärmen zu machen. Er belohnte den Einfall durch wiederholtes Lob. Nun forschte ich mit Theilnahme nach, wer unser Weiser sey? Er hatte kein Hehl, daß er sich nun schon drei Wochen in Rhena aufhalte, und täglich acht bis zehn Tanzstunden gäbe. Im Herbst bereise er große Städte, Parchim und Grabow. —

Das freundliche Rumpeln einer Kegelbahn

lockte meine Reisegefährten in den Garten und ich folgte ihnen. Hier fanden wir einen ehrsamen Zirkel von Männern in Schlafjacken von buntem Kattun, Schlafmützen und ausgetretenen Schuhen. Die Titel Herr Senator, Herr Stadt-Voigt u. s. w. belehrten uns bald, daß wir in dem Kreise der vornehmsten Honoratioren von Rhena waren, und der Anstand, mit dem sie sich jeder eine Flasche Bier geben ließen, zeugte für ihre ansehnlichen Glücksumstände. Auf jeden Fall waren es die hohen Gönner, von deren Wohlwollen das Glück unsers vornehmen Tanzmeisters in dieser Stadt abhing, solide und wohlhabende Männer, die nicht nöthig hatten, die großen Städte Parchim und Grabow zu beziehen, um Brod zu finden. Wir mischten uns in ihr Spiel und ich, der ich keine Kugel zu halten verstehe, ich warf — Nein, ich prahle gewiß nicht! — Ich warf in einer

halben Stunde zweimal alle Neun. Ha! rief ich aus, wenn das die Jenaer Literatur-Zeitung erführe! Ich möchte wohl wissen, ob sie nicht Respekt für meine Talente bekommen würde, die sie in ihren Kritiken wöchentlich sechs Mal »Besenstiel«, höchstens »drei Holz« zu werfen pflegt. Fast hatte ich Lust mir von den anwesenden Autoritäten von Rhena, ein besiegeltes Zeugniß über den Vorgang ausfertigen zu lassen, um es ihr zu senden.

Auf unserer Weiterreise äusserte der Baron seine Empfindlichkeit über den vornehmen Ernst, mit welchem der Tanzmeister uns behandelt hatte. Ich vertheidigte ihn mit Hinblicken auf wichtigere Männer. Das gravitätische vornehme Wesen ist den Leuten ohne innern Gehalt, eben so nothwendig, wie den Insekten ohne Knochen, die harte Haut oder Schale. Das ganze Ding würde keinen Halt

haben, wenn seine Lockerheit nicht wenigstens mit etwas Steifheit maskirt wäre.

— Hier in Lübeck besuchte ich von meinen ältern Bekannten nur wenige, einen sehr hochachtungswerthen Kaufmann, den Dichter Overbeck, und eine mir ehemals durch ihren Geist und ihre Liebenswürdigkeit wichtige Frau. Der erste hatte durch die Jahre des Unglücks viel eingebüßt, ohne gebeugt zu seyn. Der andre ist seit langer Zeit Senator, ist mehrere Mal an Buonaparte deputirt worden, und scheint mir seinen leichten Frohsinn nicht ganz unzerdrückt durch das Gedränge der Geschäfte hingetragen zu haben. Madame — — ist Großmutter geworden. Sie erzählte mir mit Wärme von ihrem Enkel; aber was sie damals sprach, als der Vater desselben auf meinem Stocke ritt, sobald ich ihn abgelegt hatte, schien mir viel anziehender.

Achtzehnter Brief.

Ebendaher am 19. Mai 1817.

Mein Streifzug durch Deutschland ist geendigt. Morgen frühe geh' ich an Bord. Ist der Wind günstig, so lustwandle ich in fünf Tagen wieder 180 Meilen von hier, unter meinen alten Linden, die ich vor einem Jahre verließ, und sehe auf die seitdem verflossene Zeit zurück, wie auf einen durchgelesenen Roman, der mich durch manche Stellen verletzte, durch andre vergnügte, im Ganzen angenehm unterhielt.

Es ist wahrscheinlich, daß viele Andre eine solche Reise, als meine so eben geendigte war, gelehrter benutzt und üppiger genossen hätten: aber auch ich habe nicht Ursache, mit ihr unzufrieden zu seyn. Ich kenne nun das jetzige Deutschland besser, als das

vorige; ich achte es höher, und wenn ich sein Demosthenes wäre, ich wüßte wohl, wofür ich zu donnern hätte. Das ist etwas! —

Meine künftigen Briefe werden die Nutzanwendung dessen enthalten, was die bisherigen erzählten und — verschwiegen; sie werden also wichtiger seyn; vielleicht auch unterhaltender für Sie.

Leben Sie wohl!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Merkel, Garlieb Helwig,

Über Deutschland, wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wieder fand

Bd.: 1

Riga (1818)

Germ.g. 311 r-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10047707-7